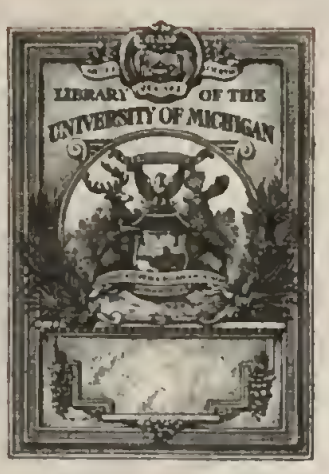
A 602899 DUPL

Max Halbe

Der Ring des Lebens

Ein Novellenbuch

Verlag von Albert Langen / München



PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT

838
H16r

Der Ring des Lebens

Digitized by Google

Von Max Halbe erſchienen bei Albert Langen:

Die Inſel der Seligen
Komödie in vier Akten — 3. Tauſend

Das wahre Geſicht
Drama in fünf Akten — 2. Tauſend

Blaue Berge
Komödie in vier Akten — 2. Tauſend

Max Halbe

Der Ring des Lebens

Ein Novellenbuch

Erstes bis viertes Tausend

Albert Langen, München

Copyright 1909 by Albert Langen, Munich

Alle Rechte vorbehalten

0174 137.3.

Fritz und Grete Schwartz

widme ich dieses Buch

vieler Jahre

in alter Freundschaft

München, den 4. Oktober 1909

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Der Frühlingsgarten 9
Der Kämpfer (Fertig!) 131
Doktor Sieverings Heimfahrt 161
Das letzte Rezept 199
Wenn wir alt sein werden 227

251638

Der Frühlingsgarten

1909

or etwa einem Menſchenalter ſtand am äußerſten Rande der alten ſüddeutſchen Univerſitätsſtadt, in der ich mein erſtes Studentenſemeſter verlebt habe, ein einſtöckiges, breit hingelagertes Landhaus von vornehmem, wenn auch etwas baufälligem Anſehen in der Art eines Schlößchens aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der kokett geſchweifte Dachgiebel über dem Mittelgeſchoß, in den die einzige Oberſtube des ſonſt ebenerdigen Hauſes eingebaut war, trug noch die Formen eines vereinfachten und ländlichen Rokoko. Dagegen zeigte der auf ſechs glatten hölzernen Säulen ruhende Verandavorbau vor dem Mitteltrakt bereits ausgeſprochene Empirebehandlung und mochte einem äußeren Bedürfnis zuliebe in der ſpäteren napoleoniſchen Zeit angefügt worden ſein.

Der Überlieferung zufolge ſollte der letzte Kurfürſt aus der nachmals erloſchenen Linie,

die über Stadt und Land regiert hatte, das Schlößchen für eine seiner Mätressen erbaut und hier in ihren weißen Armen so manchen heiter lichten Frühlingsabend und manche schwüle Sommernacht verlebt haben. In der Tat sah man unter dem Verandasäulenbau dicht vor dem Hauseingang eine runde Porphyrfliese in den Boden eingelassen, die das kurfürstliche Wappen mit der Umschrift MON REPOS und der Jahreszahl A D 1773 trug.

Was aber das Schönste war an diesem einstigen kurfürstlichen Liebesheim: es lag inmitten eines mächtigen, ganz verwilderten und verwachsenen Obst-, Blumen- und Baumgartens, der ursprünglich wohl ebenso wie das Haus selbst im französischen Geschmack angelegt gewesen war, denn es zeigten sich noch Reste von Wasserkünsten, schnurgeraden Gartenwegen und ausgearteten Taxushecken. Über dies alles aber waren die Mairegen und Juligluten, Novemberstürme und Märzenschnee eines vollen Jahrhunderts niedergegangen und hatten die zierlichen Blumenbeete fortgewaschen, die gezirkelten Bosketts in wildes Gestrüpp verwandelt und die nackten Leiber der Marmorgöttinnen mit grünen Mänteln von Moos bedeckt. Die warme, weiche, südliche Natur hatte den feuchtüppigen

Schoß dieſes Bodens mit ihrem fruchtbaren Atem geſegnet. In unerſchöpflicher Werbeluſt hatte ſie keimen, wachſen, blühen, abſterben und von neuem verſchwenderiſch aufſprießen laſſen, und die bürgerlich geſchäftigen Menſchen, die hier nach dem wollüſtigen Kurfürſten und der galanten Hofdame eingezogen und wieder verſchwunden waren, hatten unbekümmert um den Geſchmack eines vergangenen Geſchlechts in die verfallenden Reſte der alten Herrlichkeit hineingepflanzt und -geſät, -gewühlt, -gegraben, bis die einſt ſo überſichtliche und regelmäßige Gartenanlage ſich zu einer wuchernden und ſchier undurchdringlichen Wildnis zuſammengeſchloſſen hatte.

Da ſtanden hundertjährige Ulmen, Linden und Kaſtanien, breitäſtig und hochwipfelig, in deren Zweigen viele Generationen von Amſeln und Finken geniſtet und ihre Sehnſucht mit immer gleichem Wohllaut in den jungen Lenz hinausgeflötet und -geſchluchzt hatten. Der Faulbaum war da, deſſen weiße Dolden die erſten Maiennächte mit ſchwülem Hauch erfüllten, Goldregen, Weiß- und Rotdorn, die es ihm an betäubendem Duft gleichtaten, zarte Pfirſich- und Aprikoſenſtämmchen, ein Wald von Apfel-, Kirſch- und Birnbäumen, die, angetan mit ihrem weiß und roſa Blütenkleid, in der bleichen Dämme-

rung windstiller Aprilabende wie Geisterbäume dastanden. Da sah man Reben- und Obstspaliere, an den Mauern des Hauses hinauf- und von Baum zu Baum in Mannshöhe entlang gezogen, dazwischen die langen Rücken der Gemüsebeete: Kohlköpfe, Salate, Küchenkräuter, hochumsponnene Bohnenstangen und niedrigeres Erbsengerank, ein blinkendes, schillerndes, gleißendes, saftgrünes, fettgraues, würziges Blattwerk. Einige Schritte weiter, und man trat über einen üppig weichen Rasenteppich, in dem der Fuß versank, in die vornehme Zurückgezogenheit hochstämmiger Rosenstöcke, leidenschaftlich duftender Nelkenbeete und schmachtender Gruppen von Narzissen und Feuerlilien. Aber als ob die neugierige und anmaßende Zudringlichkeit des weit und breit wuchernden Volkes von Nutzpflanzen und Küchenkräutern selbst vor diesem aristokratischen Quartier hochmütig und zwecklos blühender Schönheit nicht Halt machen wolle, so mischten sich zwischen die abgeschlossenen Zirkel der Rosen, Päonien und Narzissen auch hier wieder einzelne Obstbäume von zwangloser Behäbigkeit, verwachsene Himbeer- und Stachelbeersträucher, winzige Beete kriechender Gartenerdbeeren und das Emporkömmlingsgeschlecht kletternder Rebengewinde.

Rings herum aber um dieſe Welt von Fruchtbarkeit und Wachstum, geilen Sprießens und hochmütigen Blühens, verwitterter Marmornymphen und zartgrüner Salatköpfe mit dem inmitten eingebetteten Rokokoſchlößchen, ringsherum um dies alles, zog ſich eine dicke, weiße, mannshohe Steinmauer, innen überragt von einer fortlaufenden, undurchdringlich dichten Fliederhecke, die ſich zur Himmelfahrts- und frühen Pfingſtzeit über und über mit weißen und lila Blütendolden wie zum Brautfeſt des jungen Frühlings ſchmückte.

Schlößchen und Garten mochten zur Zeit des alternden Kurfürſten und ſeines jungen Liebchens noch einſam in der wohlbebauten Ebene gelegen haben, weitab von der ſchickſalsreichen Univerſitäts- und einſtigen Reſidenzſtadt, die ſich mit ihrer hochragenden, efeuumgrünten Schloßruine wohl gerade nur auf das ſchmale kleine Fleckchen beſchränkte, wo die Waldhöhen ſich öffnen und dem ſchnell hinſchießenden Bergfluß den Austritt in die dunſtige Ebene freilaſſen.

Auch zu der Zeit, als ich mit ahnungsvollem Herzen und leichtem Gepäck meinen Einzug in das Studententum hielt, war die Stadt, wenn auch auf beiden Ufern dem Fluß entlang weiter hinausgewachſen, doch immer noch mit ihren

ausgreifenden Spinnenarmen in einiger Entfernung von der verzauberten Gartenwildnis, und man mußte wohl eine gewisse Mühe und Pfadfinderschaft aufwenden, um den Weg zu entdecken.

Schon am ersten Tage, als ich, um Quartier zu suchen, durch die Straßen der Stadt und weiter hinaus vor die Tore streifte, hatten mich die hohen, fernen Baumwipfel wunderlich angezogen, aber vor der verschlossen abweisenden Parkpforte hatte mich plötzlich der Mut verlassen, und gesenkten Kopfes, als schämte ich mich vor irgendwem oder irgendwas, hatte ich den Rückzug angetreten. Und nun stand ich an einem warmen, wolkenlosen Aprilnachmittag, tags darauf, zum zweiten Mal vor dem bronzenen Gartentor mit seinem hochmütigen Löwenhaupt, das in einer unwahrscheinlichen Heraldik modelliert war.

Ich war mittelgroß, blond, schlank und achtzehn Jahre alt. Die Welt, in die ich soeben hinausgetreten war, erschien mir voller seltsamer Rätsel und holder Abenteuer, die wie bunte Schmetterlinge unter einem tiefblauen Frühlingshimmel vor meinen berauschten Augen gaukelten und mich lockten, ihnen in die traumhafte Ferne nachzujagen. Was Wunder, daß diese grüne

wilde Parkeinſamkeit, die hier wie eine umgürtete Inſel mitten in den offenen Feldern der reichen Ebene lag, es mir mit ihrer geheimnisvollen Unnahbarkeit angetan hatte!

Das Herz klopfte mir bis zum Halſe herauf, als ich mit einem ſelbſtvergeſſenen Ruck, wie es der letzte Griff eines Ertrinkenden iſt, an dem roſtigen Ringe des Löwenmaules zog und gleich darauf ein kleiner grauhaariger, über die Maßen dicker Mann, faſt wie ein Alräunchen ausſehend, mit einem uralt verwitterten und doch wieder merkwürdig zeitloſen Geſicht, mir öffnete.

„Kommen Sie nur herein, junger Herr!“ ſagte er gleichmütig und rückte an ſeinem Sammetkäppchen. „Die Frau wartet ſchon auf Sie.“

Ohne mir im Augenblick klarzumachen, was das bedeuten könne, da ich mich doch ganz unbekannt hier wußte, folgte ich dem voranwatſchelnden Alten, der ſo etwas wie ein Gärtner oder ein allgemeines Hausfaktotum ſein mochte, durch einen dämmergrünen Laubengang und befand mich um eine kurze ſcharfe Wegbiegung herum plötzlich angeſichts des dichtumrankten Schlößchens und vor der ſchon wartenden Hausherrin.

Es war eine feine, zarte, aber wohlgewach-

ſene und ebenmäßige Erſcheinung in mittleren Jahren, mit edeln Zügen, die noch ſchön zu nennen waren, und großen dunkeln leidenſchaftlichen Augen, in die ſich verlorne Jugend und überwundener Schmerz gerettet zu haben ſchienen. Das tief kaſtanienbraune Haar war in der Mitte geſcheitelt und fiel wellig um die reine und freie Stirne. Sie trug ein leichtes helles duftiges Sommerkleid und einen Florentinerhut am Arm. Alles an ihr erſchien anmutig und mädchenhaft und von ſo gewinnendem Reiz, daß ich ſofort eine unendliche Sympathie in mir empfand, als ſei ich einer längſt gekannten mütterlichen Freundin wieder begegnet.

Auch ſchien es, als werde dieſe raſche Sympathie von der ſchönen graziöſen Frau ein wenig erwidert, denn ich fühlte ihre Augen nicht ohne Wohlgefallen auf mir ruhen, als ich ihr nun mein Anliegen vorbrachte. Seltſam! Alle meine Bangigkeit, mit der ich ſoeben noch vor dem Gartentor geſtanden hatte, war wie durch ein Zauberwort von mir genommen, und es war, wie wenn der heimatliche Friede dieſes Frühlingsgartens mir mit ſanften weichen Händen über die heißen Schläfe ſtreichelte.

„Haben Sie wirklich den Weg zu uns gefunden?“ ſagte die ſchöne Frau und ſchüttelte

lächelnd den Kopf. „Es muß schon ein Sonntagskind sein, wem das gelingt."

„Ein Sonntagskind?" erwiderte ich. „Das bin ich allerdings. Wenigstens an einem Sonntag geboren. Also halt' ich mich dafür."

Die schöne Frau sah mich mit einem bedeutsamen Blick an und lächelte wieder.

„Zu uns kommen nur Sonntagskinder heraus. Und nur Sonntagskindern wird aufgemacht."

Wir schwiegen beide. Ich hatte das Gefühl, als hielte mich irgend etwas im Bann, ich wußte nicht was.

„Aber es ist ja gar nicht so schwer, hier herauszufinden," meinte ich schließlich unsicher. „Man sieht ja die Linden und Ulmen schon von weitem."

„Es mag doch wohl schwerer sein, als es scheint," entgegnete sie nachdenklich. „Man muß auch die richtigen Augen im Kopfe haben, um die Bäume zu entdecken. Vielleicht haben nur Sonntagskinder die Augen."

„Ja, eine verzauberte Insel!" sagte ich plötzlich, scheinbar ohne Zusammenhang, und fegte mit meinem Arm begeistert durch die Luft. „Eine richtige verzauberte Insel! Hier werd' ich Gedichte machen können! Gedichte . . .!"

„Wollen Sie Gedichte machen oder wollen Sie leben?“ fragte ſie mit einem reizend mokanten Lächeln um die Mundwinkel, das ihrem mädchenhaft fraulichen Antlitz eine ganz neue Beleuchtung gab.

„Am liebſten beides!“ rief ich entzückt. „Denn gehört nicht auch beides zuſammen wie Donner und Blitz oder wie Flamme und Licht?“

„Erſt leben,“ erwiderte ſie und hob bedeutſam, doch ohne Lehrhaftigkeit den Finger. „Erſt leben und dann Gedichte machen! Dazu ſind Sie nach Monrepos gekommen. Auf die verzauberte Inſel, mein Herr.“

Ich ſah ſie an in ihrer reifen und doch ſo jugendlichen Grazie und fühlte, wie mir eine Blutwelle ins Geſicht ſchoß.

„Ja, leben!“ rief ich und breitete die Arme hoch über dem Kopf. „Leben! Leben! Und alles andere . . . alles andere nachher . . .“

„Das findet ſich dann von ſelbſt,“ fiel ſie ein und lächelte ungemein ſchalkhaft. „Bei Sonntagskindern natürlich nur. Die ſchütteln die Verſe nur ſo von den Bäumen herunter wie Äpfel und Nüſſe. Aber erſt müſſen doch Bäume gewachſen ſein, nicht wahr, mein Herr?“

„Hier gibt es ja Bäume in Hülle und

Fülle, um Verſe zu ſchütteln," ſagte ich übermütig.

„Und auch die Menſchen ſind da, um leben zu lernen," nickte ſie.

Ich mußte mich wohl etwas verwundert umgeſehen haben, denn ſie ſetzte lächelnd hinzu:

„Ich habe drei Töchter, mein Herr. Es iſt nicht ſo einſam, wie es ſcheint. Und jetzt wollen wir Ihren künftigen Muſenſitz betrachten gehen."

Plötzlich fiel mir ein, daß ich mich noch nicht vorgeſtellt hatte.

„Mein Name iſt Ziegler, Bernhard Ziegler," ſagte ich und machte eine ziemlich linkiſche Verbeugung, über die ich mich ſelbſt im ſtillen ärgerte.

„Frau von Mitnacht," entgegnete ſie einfach.

Auf der Oberſtube des Hauſes, zu der ſie mich über die breite ſchöngeſchnitzte Holztreppe hinaufführte, war wieder die grüne, kühle Dämmerung, die mich ſchon auf dem Wege durch den Laubengang umfangen hatte. Dunkle Kaſtanienwipfel hielten ſorgſame Wacht vor den drei offenen Fenſtern der niedrigen altertümlichen Stube und dämpften das helle Tageslicht mit ihrem dichten Laubſchleier, durch den ſich nur ein paar beſonders vorwitzige Sonnenkringel hindurchſtahlen und zitternd auf dem Eſtrich tanzten.

Die Einrichtung schien aus verschiedenen Zeiten zu stammen. Zierliche Polsterstühle und Sessel, bezogen mit Seidenrips in verschossenem Resedagrün waren da. Ein kleines gleichfarbiges Sofa auf fünf niedrigen vergoldeten Füßen, zerbrechlich wie für eine Märchenprinzessin, mit mattgoldener Leiste, die in der Mitte der Rücklehne von einem überhöhten Goldkränzchen gekrönt war, stand an der einen Wand. Davor ein länglich schmaler Damenschreibtisch aus Rosenholz, mit hohen geschweiften Beinen, einer kirschroten Tuchbespannung und zart gemalten Blumengewinden auf der erdbeerfarbenen Holzeinfassung rings um das rote Tuch herum. Wie ein unendlich ferner, kaum noch geahnter Duft eines vorzeiten verstäubten Parfüms schien es den blaßgrünen Sesseln, dem Miniatursofa und dem Rosenholztisch zu entschweben. Aber an der andern Wand brachten das derbe, geblümte Kanapee und der große feste ovale Familientisch, beide im hellen Mahagoni der Biedermeierzeit, einen Ton von gesetzter Wohlanständigkeit in die leise beklemmende Atmosphäre verblichenen Rokokoprunks, und der halbgefüllte Bücherschrank mit wissenschaftlichen Werken verschiedener Disziplinen, sowie die beiden gekreuzten Schläger über dem Kanapee verrieten, daß schon vor mir studen-

tiſche Inſaſſen in der grünen Dämmerung dieſer ſchweigſamen und abgeſchiedenen Stube gehauſt hatten.

Ein dunkler Vorhang ſchied den Hauptraum von dem dahinter liegenden Alkoven, der als Schlafzimmer diente. Meine holde Führerin ſchlug die Portiere zurück und wies in das Stübchen, das durch ein Manſardenfenſter in der Rückwand erhellt wurde. Das Fenſter ſtand offen, und man blickte auch hier wieder in die hohen Wipfel der Ulmen und Kaſtanien. Ein altertümliches franzöſiſches Bett von einer Breite, wie ſie mir noch nie vorgekommen war, bildete das Hauptmobiliar, das durch ein paar niedrige Rokokoſtühlchen, von gleicher Art wie die nebenan geſehenen, und einen breiten, blau bemalten Schrank vervollſtändigt wurde.

Was aber meine Blicke vor allem anzog, das waren die beiden lebensgroßen Porträts, die zu Häupten des übergeräumigen Ruhelagers an der Wand hingen. Ein nicht mehr junger wohlbeleibter Herr in geſticktem Hofkleid mit mächtiger Allongeperücke und von gebietendem Anſehen. Neben ihm eine junge, ſchlank gewachſene Dame, tief dekolletiert, von zierlichen und dennoch runden und recht greifbaren Formen, in weit gebauſchtem Reifrock, hochgekämmter Puderfriſur und mit Ge-

ſichtszügen, ſo anmutig weich und ebenmäßig rein, daß ſie mich auf den erſten Blick gefangen nahmen und mir zugleich eine dunkle Erinnerung wachriefen, als ſei ich ihnen ſchon einmal irgendwo und irgendwann im Leben begegnet.

„Wer iſt der dicke Herr mit der Hakennaſe und dem Doppelkinn?“ fragte ich meine Nachbarin, die verſunken daſtand und wie ich zu den Bildern aufſah.

„Das iſt Karl Philipp der Fünfte, Kurfürſt von der Pfalz,“ entgegnete ſie nachdenklich, und ihre Augen ſchienen ſich in die Ferne zu verlieren.

„Und das wunderſchöne Mädchen daneben? Wer iſt das?“

„Liſelotte von Merenberg,“ ſagte ſie leiſe, und dann nach einem Augenblick, mit einem faſt wie ſchmachtenden Aufſchlag ihrer tiefen braunen Augen. „Meine Urgroßmutter, mein Herr.“

Mein Blick wanderte von der ſchönen Frau neben mir zu dem ſchönen Mädchen an der Wand und wieder zurück. Darum alſo waren mir die Züge auf dem Bilde ſo vertraut erſchienen. Das lebendige Menſchenbild an meiner Seite und das gemalte da oben über der Ruheſtatt, ſie glichen einander wie Mutter und Tochter, oder eher noch wie eine ältere und eine jüngere Schweſter. Waren es nicht eigentlich nur der

Reifrock und die Puderfriſur, die ſie bei flüchtigem Hinſehen unterſchieden?

Frau von Mitnacht ſchien meine Gedanken zu erraten.

„Sie finden, daß wir uns ähnlich ſehen, meine Ahne und ich, nicht wahr, mein Herr?“

„Ja, das iſt geradezu überraſchend! Verblüffend wirklich, dieſe Ähnlichkeit! Dieſe Gleichheit, könnte man ſagen!“

„Nur mit dem kleinen Unterſchied, daß hier die Urahne die Junge iſt, die Urenkelin aber die Alte,“ fiel meine Nachbarin ein und hatte ein melancholiſches Lächeln um den Mund, wie ich es noch nicht an ihr bemerkt hatte.

„Ach, das iſt ... das iſt Einbildung, das mit dem Alter, und weiter nichts!“ rief ich feurig und wagte es, mir ſelber halb unbewußt, ihre feine weiche Hand zu ergreifen.

„Sie ſind genau ſo jung und genau ſo ſchön wie die Dame da oben aus dem Rokoko. Nein, Sie ſind ſchöner ... Sie ſind ... Sie ſind ... ſüßer und ſchöner ... denn Sie ſind wirklich und lebendig, Sie ſind von Fleiſch und Blut! Die andere aber iſt nichts als ein gemalter Schatten an der Wand!“

Ich hatte die Worte herausgeſprudelt und geſtammelt. Eine ſeltſame Erregung hielt mich

im Bann. War es der zeitferne Duft, der den Reſedaſeſſeln, dem Roſenholztiſch und der ſchwülen Lagerſtatt entſtieg, was mich berauſchte?

Frau von Mitnacht hatte den Kopf etwas geſenkt, ſo daß ich nur ihr feingeſchnittenes Profil mit dem ganz leicht angedeuteten Stumpfnäschen ſah. Jetzt blickte ſie mit ihrem ſchalkhaften Lächeln zu mir auf und drohte mir mit dem Finger.

„Ei, ei, mein Herr! Wiſſen Sie auch ſchon Schmeicheleien zu ſagen? Wie früh doch die jungen Leute das lernen! ... Aber ich darf das wirklich nicht hören. Iſt das nicht eine alte Frau, die drei erwachſene Töchter hat?“

„Sind die auch ſo ſchön wie die Mutter und wie die Urgroßmama?“ fragte ich, immer noch in meinem Rauſch.

„Anders ſind ſie!“ entgegnete ſie nachdenklich. „In ihrer Art vielleicht ſchöner! Aber es iſt ein anderes Geſchlecht als wir beide.“

„Ja, Sie beide! Sie beide!“ fiel ich ein. „Merkwürdig doch, eigentlich ganz geheimnisvoll, wie die Natur da nach einem ganzen Jahrhundert noch einmal das gleiche Bild aus dem gleichen Holz geſchnitten hat!“

„Nur daß die Ahne einen großmächtigen Kurfürſten zum Freund gehabt hat. Und der

Urenkelin Mann iſt ehrſamer Theologieprofeſſor geweſen. Das iſt auch ein Unterſchied, mein Herr, und kein ganz geringer."

„Ach, das iſt nur ſo im Äußern der Zeit," ſagte ich und kam mir ſehr verwegen mit meiner Hypotheſe vor. „Ich bin überzeugt, hätten Sie im Rokoko gelebt und Ihre Urgroßmutter heute, es hätte ebenſogut umgekehrt ſein können."

„Sie meinen, daß ich dann neben dem Kurfürſten da hinge?"

„Ich weiß ja nicht," ſtammelte ich, nun doch etwas verlegen. „Ich könnte mir das ausgezeichnet vorſtellen. Und ich würde auch nicht das mindeſte daran finden. Ich für mein Teil!"

„Iſt das nun ein Kompliment oder iſt es keins?" meinte meine holde Nachbarin und wandte ihren Kopf ein wenig zur Seite mit einem entzückend ſchalkhaften Ausdruck von hilfloſer Nachdenklichkeit.

„Für mich unbedingt!" beteuerte ich mit einer mächtigen Armbewegung. „Ganz unbedingt! Ich ſtehe auf dem Standpunkt . . . ."

„Sie ſtehen alſo auch ſchon auf einem Standpunkt mit Ihren ſiebzehn Jahren?" fiel ſie ein und lachte herzlich.

„Achtzehneinhalb!" verbeſſerte ich etwas unmutig.

„Ah, pardon!“ ſagte ſie mit einer anmutigen Neigung des Kopfes.

„Natürlich ſtehe ich auf einem Standpunkt!“ fuhr ich fort. „Was denn ſonſt? Erſt recht! Wann ſoll man denn Prinzipien haben, als wenn man jung iſt? Später macht ja das Leben doch alles zu Brei.“

„Wiſſen Sie das ſo genau?“ meinte ſie ein wenig ſpöttiſch. „Aber gut! . . . Auf welchem Standpunkt ſtehen Sie denn?“

„Daß das alles ſo menſchlich iſt! So natürlich! So ſchön ſogar, wenn die Umſtände danach ſind!“

„Ei, ei, was für Grundſätze, mein Herr!“ ſagte ſie und drohte mir mit dem Finger. „Denkt die heutige Jugend ſo?“

„Ich glaube ja!“ rief ich in Ton und Haltung eines Blutzeugen für meine Generation. „Wenigſtens viele! Und wenn man ſo denkt, warum ſoll' man's nicht auch ſagen? . . . . Oder darf ich das nicht?“

„Sagen Sie nur ruhig, was Sie denken,“ entgegnete ſie mütterlich begütigend. „Dazu haben Sie ja den Weg nach Monrepos gefunden.“

„Dann ſag' ich . . . aber Sie dürfen's mir nicht übelnehmen, . . . ich beneide den alten

Kurfürsten um seine Wahl, und ich an seiner Stelle hätte es ebenso gemacht. Und was seine Dame da anbetrifft: ich würde der Letzte sein, einen Stein auf sie zu werfen. Das ist meine heilige Überzeugung! Und so werd' ich mein Leben lang denken!"

„Bravo, mein junger Herr!" sagte Frau von Mitnacht und klatschte graziös in die Fingerspitzen. „Ich danke Ihnen im Namen von Liselotte von Merenberg. Es sind nicht alle so liebenswürdig in ihrem Urteil wie Sie. Ich glaube, wir werden uns gut verstehen in Monrepos."

* * *

Die drei Töchter meiner holden Hausherrin hießen Apollonia, Scholastika und Euphrosyne. Apollonia war etwa dreiundzwanzig Jahre alt, groß, stattlich, mit schwarzen Augen und Haaren und elfenbeingelber Hautfarbe. Die tiefdunkeln breitgezogenen Augenbrauen stießen über der Nasenwurzel beinahe zusammen und überschatteten das klassisch geschnittene Gesicht mit einer Wolke von tragischem Ernst. Etwas Schweres, Düsteres, Klagendes war um die ganze Persönlichkeit, die man für die einer Italienerin hätte halten können, wenn nicht der hohe, nordländische Wuchs gewesen wäre.

Einen merkwürdigen schwesterlichen Gegensatz zu Apollonias stolzer und strenger Erscheinung bildete die mittelgroße, schlanke, zierliche Gestalt von Frau von Mitnachts zweiter Tochter Scholastika. Sie war achtzehn Jahre und erinnerte unter den drei Schwestern in Figur, Gesichtsschnitt und Haarfarbe am meisten an ihre schöne und liebenswürdige Mutter. Nur mangelte ihr das Freie, Heitere, Gewinnende, das die Mutter in Haltung, Miene und Sprechweise auszeichnete. Sie schien mehr von nachdenklichem, versonnenem, träumerischem Wesen, aber ganz ohne die abweisende Würde der älteren Schwester, und was das Schönste und eigentlich Auffallende an ihr, das waren ihre großen, dunklen, glänzenden Augen von unbestimmter Färbung und vieldeutig wechselndem und geheimnisvollem Ausdruck. Diese Augen waren es, die im Verein mit dem lichtbraunen, krause um die schmale Stirn fallenden Haar ihrem Gesicht und ihrem ganzen Wesen etwas Märchenhaftes und Erdenfremdes gaben. Sie herrschten und thronten gleichsam über der schlanken, biegsamen Mädchengestalt, wie Sternenlicht über Elfentanz funkelt, und so schien es denn, als sei das wundersame Menschenkind nur wie durch einen Zufall oder durch Götterspruch aus einem

unbekannten und ſchöneren Zwiſchenreich in dieſe Erdennacht verſchlagen.

Wieder einen ganz eigenen und von der Mutter, wie von den älteren Schweſtern abweichenden Typus ſtellte die Jüngſte, Euphroſyne von Mitnacht dar. Sie war mit ihren fünfzehn Jahren bereits groß wie Apollonia und hinwiederum ſchlank wie Scholaſtika und übertraf ſie beide bei weitem an Raſchheit, Gewandtheit, Gelenkigkeit der Bewegungen. Sie beſaß die Geſchmeidigkeit einer Weidengerte, die einer pfeifend durch die Luft ſauſen läßt, oder einer Katze, die geduckt und ſprungbereit, mit flackernden Augen auf die Maus lauert. In ihrem Geſicht, das ſchon ganz das eines erwachſenen Mädchens war, zuckte und wetterleuchtete es beſtändig von überraſchenden Einfällen, Launen, Streichen und trotziger Auflehnung gegen irgendwen oder irgendwas. Ihre graugrünen Augen flimmerten wie das Waſſer eines Bergſees durch alle Schattierungen von durchſichtiger Klarheit bis zu tintiger Schwärze und konnten düſter klagend wie Apollonias oder träumeriſch verloren wie Scholaſtikas Augen, aber auch recht ſchelmiſch und ſpitzbübiſch in die Welt blicken, welches offenbar ihre eigentliche und urſprünglich eigene Euphroſyne-Art war. Gerade hierin

aber erinnerte ſie doch wieder auch an ihre Mutter. Von dieſer ſchien ſie das Irdiſche, Selbſtgewiſſe, zugleich Kapriziöſe geerbt zu haben, ohne es ihr, wie natürlich, vorerſt an gefälliger Harmonie und lächelnder Überlegenheit gleichtun zu können.

Seltſam und von einer abſonderlichen Zufälligkeit war es, wie ich die erſte Bekanntſchaft der drei Mädchen, und zwar eines jeden für ſich, machte. Frau von Mitnacht hatte mir, als ſie mich in mein Quartier einführte, geſagt, daß ſich im hinterſten und entlegenſten Teile des Parks, der ſich in ſeiner ſteinernen Ummauerung ein gutes Stück nach rückwärts in die Ebene erſtreckte, ein nicht gar großer und tief im Grünen verſteckter Weiher befinde, in dem ſie und ihre Töchter bei der warmen Jahreszeit täglich zu baden pflegten. Auch mir ſtände das Baden in dem weichen und milden Waſſer frei, und wenn wir uns dort etwa begegnen ſollten, ſo werde es ſie und ihre Töchter nicht weiter anfechten, und ſie hoffe das Gleiche von mir, denn ſie denke, daß wir alle wohlgebildete Menſchen ſeien, die ſich voreinander nicht zu verſtecken brauchten und zugleich doch auch die geziemenden Grenzen einzuhalten wüßten.

Mir war dieſes reine und freie Menſchen-

tum, das mir in meinen Träumen immer als ein Höchstes vorgeschwebt hatte, doch in der Wirklichkeit und leibhaftig noch nie begegnet, und meine Sinne fieberten ein wenig und bangten zugleich, als ich schon am ersten Abend, wenige Stunden nach meinem Einzug in die Garteninsel, den Weg nach dem geheimnisvollen Weiher suchte. Es war wirklich nicht so leicht, sich durch all diese wuchernden Büsche, Hecken, Laubengänge hindurchzuwinden, um die jungen Salatbeete herumzusteuern und den Haufen von dornigen zartbegrünten Rosenstämmen klüglich aus dem Wege zu gehen. Auch begann es zu dämmern, und in dem dichten Grün und Grün schienen Weg und Richtung vollständig zu verschwimmen und sich zu verlieren. Während ich mich ratlos umsah und nahe daran war, weder vorwärts noch rückwärts zu wissen, tauchte glücklicherweise, ich wußte selbst nicht recht woher, das alte Gartenfaktotum vor mir auf.

„Sie sind ganz nahebei," sagte er vertraulich und schien wieder, wie schon nachmittags, ohne weiteres zu wissen, was ich wollte. „Nur hier rechts den Efeugang hinunter, dann über den kleinen Buchenhügel an dem Dianatempelchen vorbei, die Kastanienallee entlang und zwischen den beiden großen Holunderbüschen

durch, quer über die Wieſe, wo die Sternblumen ſtehen, zum Nymphenweiher hinab. Sie können es gar nicht verfehlen, junger Herr!“

Damit nickte er mir zu, rückte an ſeinem Käppchen und war im nächſten Augenblick — ich wußte wieder nicht recht, wie und wohin — verſchwunden. Ich ſah ihm ganz verblüfft in das ſinkende Zwielicht nach, das ihn wie mit einer Tarnkappe umhüllte, und folgte der angegebenen Wegrichtung, die ſich mir nun mit einem Male ganz mühelos und wie von ſelbſt zu erſchließen ſchien. Der Efeugang, der Buchenhügel mit dem Dianatempelchen, die hochgewölbte düſtere Kaſtanienallee, das Schlupfloch zwiſchen den beiden Holunderbüſchen hindurch, die Sternblumenwieſe, alles ſtimmte, wie es mir das zwergenkleine, faßrunde Männchen beſchrieben hatte, und nur eines hatte es vergeſſen, die blühenden Apfel- und Birnbäume, die den Weiher dicht umſtanden und in der fahlen Dämmerung ſich merkwürdig unwirklich und geſpenſtiſch, faſt wie eine das Waſſer hütende Geiſtergarde ausnahmen.

Mir war ſeltſam bänglich und erwartungsvoll zumut, als ich nun über den dunkeln unbeweglichen Waſſerſpiegel hinſah, und faſt graute mir vor der erſten Berührung mit der wie verzaubert daliegenden Flut. Plötzlich kam

ein Amſelpfiff ganz nahe her aus dem Blütenſchnee der Apfelbäume, ein zweiter, etwas ferner, antwortete mit einem ſüßen Flötentriller. Der Geiſterbann war gebrochen.

Der Tag war trotz der frühen Jahreszeit heiß, faſt ſchwül geweſen und mich verlangte nach Kühlung. Ich zog mich aus und ſprang kopfüber ins Waſſer. Als ich pruſtend und ſchluckend wieder zum Vorſchein kam, bemerkte ich in einiger Entfernung am entgegengeſetzten Ende des länglichen Weihers eine hohe anſcheinend weibliche Geſtalt, die mit erhobenen Armen wie aus Stein gemeißelt aufrecht am Ufer ſtand. Ich erſchrak und fühlte unter Waſſer mein Herz heftig klopfen. Es beruhigte ſich aber ebenſo ſchnell wieder, und ich ſchwamm mit ein paar kräftigen Stößen näher an die Erſcheinung heran.

„Hallo!“ rief ich. „Hallo! Wer iſt da?“

„Apollonia von Mitnacht!“ klang es dunkel und melodiſch vom Ufer her.

Ich nannte ebenfalls meinen Namen und entdeckte dabei in meiner nächſten Nähe mitten im Weiher eine kleine ſchilfumkränzte Inſel, die mit Büſchen beſtanden war. Ein ſchlanker Nachen war halb auf den Strand geſchoben. Ich ruderte mich dicht heran und ſchwang mich auf den Bootsrand, ſo daß meine Beine in das tintige

Waſſer hinunterbaumelten. Drüben die Geſtalt am Ufer war ruhig auf ihrem Platz ſtehen geblieben und hatte die Arme ineinandergekreuzt. Zwiſchen uns waren vielleicht zwanzig Schritte über das Waſſer hin Abſtand. Einige Augenblicke war Schweigen. Dann ſagte die dunkle, melodiſche Stimme:

„Sie ſind unſer neuer Hausgenoſſe, nicht wahr?"

Ein leiſes Echo ſchien irgendwoher zu antworten.

Ich bejahte und fragte, ob ich ſie durch mein plötzliches und unerwartetes Auftauchen etwa erſchreckt hätte.

„Ich bin nicht ſo ſchreckhaft von Natur," kam es zurück.

„Alſo gar keine Furcht?"

„Wovor?"

„Nun, ſo mutterſeelenallein hier in der Einſamkeit und der Dämmerung?" ſagte ich und wunderte mich, warum das Echo immer nur ihr zu erwidern ſchien und nicht auch mir.

„Wir ſind unſer Leben lang allein," klang es wieder über das Waſſer her, und das Echo wiederholte wie aus weiter Ferne: „Leben lang allein."

„Selbſt im hellſten Tageslicht und im dich-

testen Menschenschwarm," fuhr die düstere, klagende Stimme fort. „Ich ziehe mir die Einsamkeit und die Dämmerung vor", und „Dämmerung vor" antwortete es hinter mir aus den Tiefen des Gartens.

Ich sah mich unwillkürlich um, als habe mir jemand die Hand auf die Schulter gelegt. Wie ich den Kopf zurückwandte, war die dunkle Gestalt des einsamen Mädchens verschwunden. Mich fror plötzlich und ich merkte, daß der Abend kühl wurde. Ich schwamm eilig wieder ans Ufer, zog mich an und suchte durch den schon stark dunkelnden Park den Rückweg zum Hause, den ich merkwürdigerweise auch ohne Schwierigkeit fand.

Als ich am anderen Morgen nach kurzem, traumschwerem Schlaf erwachte, zwinkerte die Frühsonne vergnügt auf meine geräumige Lagerstatt, und das Mobiliar ringsum, das am Abend vorher wie mit schwarzen Schleiern angetan dagestanden hatte, blinzelte mich mit lustig verkniffenen Augen an und schien auf einem Bein tanzen zu wollen. Ehe ich's mich versah, befand ich mich wieder im Garten und auf dem Wege zu dem vertrackten Weiher, der sich mir jetzt endlich im klaren Tageslicht und entkleidet alles Geheimnisvollen, zeigen sollte. Der Morgentau funkelte auf Gräsern und Blättern.

Die Sonne, die einige Augenblicke verhüllt geweſen war, arbeitete ſich unter ihrer Decke wieder empor und lag groß, breit und ſelbſtzufrieden auf ihrem Wolkenpfühl wie das Haupt des Gerechten auf einem Polſter von Daunenkiſſen.

An einem Spargelbeet ſtand wieder das alte wurzelhafte Alräunchen, das ich nun ſchon als einen unvermeidlichen und allgegenwärtigen Hausgeiſt anſah, und jätete das zwiſchen den Spargeln ſich vorwagende Unkraut aus dem ſandigen Grund.

„Wie geht's, Alterchen?“ fragte ich und klopfte ihm auf die Schulter. „Schon wieder rüſtig bei der Arbeit?“

„Danke der Nachfrage, junger Herr!“ erwiderte er, während er aus einer kurzen Stummelpfeife paffte. „Es iſt genug zu verſehen in ſo einem Revier, wo es kein Aufhörens gibt.“

„Kein Aufhören? Wie meinen Sie das?“ forſchte ich kopfſchüttelnd.

„Wenn die Kirſchen ausgeblüht haben, iſt der Spargel da, und wenn es mit dem Spargel zu Ende will, ſchickt ſich der Wein zum Blühen an. So geht es das ganze Jahr. Es ſteht nie ſtill hier im Revier. Kein Tag, wo man ſeine Hände in den Schoß legen kann.“

„Aber im Winter?" warf ich ein. „Da iſt doch alles tot?"

„Tod iſt Leben und Leben iſt Tod," ſagte der Alte und ſtieß aus ſeiner Stummelpfeife eine dicke graublaue Wolke, die ſich ſacht zerteilte und dünner und dünner verſchwebte. „Ein Gärtner muß es auch im Winter wachſen hören. Ein Gärtner muß eigentlich immer mit den Ohren am Boden liegen und auf das Junge lauern, was kommt."

„Oder auf das Alte, das geht," warf ich ein.

„Das Alte, das geht von ſelbſt," erwiderte das Männchen und ſah mit ſeinem verſchliſſenen und verwetterten Geſicht ſeinerſeits ſo uralt aus, wie mir noch kein Menſch im Leben begegnet war. Es mochte auch wirklich etwas von meinen Gedanken erraten, da es ein ganz pfiffiges Lächeln um die Mundwinkel hatte, wie es bedächtig hinzuſetzte:

„Aber das Junge, das noch ſozuſagen unter der Erde iſt, dafür heißt es Augen, Ohren und Hände haben, ſonſt wächſt es manchmal ſchon im Keim aus, junger Herr, und ſchießt ins Kraut, ſtatt in Blüten und Samen."

„Und wie lange treiben Sie das hier ſchon?" fragte ich nach einem Augenblick des Schweigens.

„Das weiß ich ſelbſt nicht zu denken," kam die Antwort.

„So ungefähr?" forſchte ich weiter.

„So lange wie der Garten hier ſteht," erwiderte der Alte etwas mürriſch und beugte ſich wieder in die Kniee, um weiter zu jäten.

„Aber das iſt doch ganz unmöglich!" rief ich ganz betreten, indem ich an Karl Philipp den Fünften von der Pfalz und ſeine Rokokodame dachte, die ſchon in dieſem Garten gewandelt waren.

Das Wurzelmännchen ſah mich aus ſeiner Hantierung herauf mit grimmigem Lächeln an.

„Wenn Sie es beſſer wiſſen, als ein einfacher Gärtnersmann, der ſchon alt war, als die Bäume ringsum noch klein und jung ſtanden, dann fragen Sie doch nicht erſt, junger Herr! Und jetzt gehen Sie nur zum Nymphenteich! Unſer jüngſtes Fräulein iſt ſchon da."

Es war, wie er geſagt hatte. Als ich mich durch die Holunderbüſche hindurchzwängte und über die Sternblumenwieſe zum Weiher hinuntereilte, hörte ich es aus dem Waſſer her bereits luſtig plätſchern und dazwiſchen hell aufjauchzen. Ich ſprang in großen Sätzen hinab, um nicht zu ſpät zu kommen, und ſtand im nächſten Augenblick am Rande des Teiches, deſſen Spiegel

jetzt im Morgensonnenlicht so blank und klar glitzerte, als seien Dunkel und Grauen des gestrigen Abends ein verschollener, nie wiederkehrender Traum gewesen. Auch die blühenden Birn- und Apfelbäume um das Wasser herum standen wieder als richtige, ehrbare, sozusagen bürgerliche Obstbäume da, die sich ihrer nutzbringenden wirtschaftlichen Bedeutung wohl bewußt waren und keine Erinnerung mehr an ihr voriges Spukwesen zu bewahren schienen. Ich hatte dies alles mit dem ersten Blick aufgefaßt und sah mich suchend nach dem plätschernden und ausgelassenen Menschenkind um, das mich schon von weitem mit seinem Jubel angezogen hatte. Richtig tauchte auch sogleich ein sprudelnder und strudelnder Mädchenkopf über der zerteilten Flut auf und schüttelte lachend das lange, fließende, rotbraune Haar. Das ziemlich durchsichtige hellrosa Schwimmkostüm schmiegte sich klatschnaß um die schlanken nervigen Glieder, indem es Hals, Nacken und Arme frei ließ.

„Ah! Unser Herr Dichter! Unser frisch aus der Fremde importierter Herr Dichtersmann!" rief das weißnackige Fräulein und strampelte so ausgelassen mit den Beinen im Wasser herum, daß es wie eine Fontäne um sie aufsprühte und die stiebenden Tropfen in der Sonne funkelten.

„Ja, und Sie ſind gewiß eine Feemaid," gab ich zurück, „der alte Gartengeiſt hat Sie mir zwar als Fräulein Euphroſyne von Mitnacht angekündigt."

„Zu dienen! Die bin ich! Auch Käthchen genannt! Das äußerſt widerſpenſtige und borſtige Käthchen genannt! . . . Aber jetzt ſchnell! Ins Waſſer mit Ihnen! Ich ſchwimme nach drüben und kehre Ihnen den Rücken! In zwei Minuten haben Sie bei mir zu ſein! . . . Und das da als Vorgeſchmack, mein hochwohlweiſer Herr Prinz und Dichter!"

Dabei holte ſie mit ihrer Hand wie mit einem Schöpfeimer über das Waſſer hin und ſchleuderte mir eine größere Ladung herüber, ſo daß ich noch ein hübſches Teil davon abbekam. Na warte! dachte ich mir, zog mich, ſo ſchnell ich konnte, aus und war gleich darauf im Waſſer.

Ich ſchwamm eilig und faſt lautlos durch die Länge des Weihers, vorüber an dem bebuſchten und umſchilften Inſelchen mit dem etwas morſchen Bot, und war nach wenigen Minuten dicht hinter dem ſcheinbar läſſig dahinſchwimmenden Mädchen, deſſen geſtreckter Amazonenkörper ſich in den dünnen enganliegenden Schwimmhöschen kraftvoll und jugendlich abzeichnete. Aber wie ich eben zu einem gehörigen Spritzer gegen ſie

anſetzen wollte, warf ſie ſich überraſchend herum, holte mit beiden Armen, wie eine Schnitterin, die eine Garbe auf den Erntewagen wirft, eine mächtige Tracht Waſſer aus der Tiefe des Weihers und ſchüttete ſie mir in klatſchender Sturzflut über den Kopf. Ehe ich noch das Waſſer, das mir aus Naſe, Ohren und Mund troff, richtig abſchütteln konnte, hatte ſie mich in einem geſchickten Bogen umgangen, war mit langen Stößen über die Breite des Weihers geſchoſſen und in einem kurzen jähen Satz aus dem Waſſer ans Ufer geſchnellt, wo ich die geſchmeidige Geſtalt hinter den Büſchen verſchwinden ſah. Eine helle ſchmetternde Lache kündigte mir den Platz im Grünen verſteckt, auf dem ſich ſich ihrer naſſen, durchſichtigen Hülle entledigte und wieder in ihre ſittſamen Mädchenkleider ſchlüpfen mochte. Aber meine Hoffnung, ſie wenigſtens noch aus der Ferne zu erblicken und einen luſtigen Gruß von Waſſer zu Land mit ihr auszutauſchen, war vergebens. Recht enttäuſcht und im wahrſten Sinne begoſſen, ſchwamm ich noch ein paarmal patrouillierend in dem Weiher auf und ab und ging dann, als ſich nichts mehr regte, und nur das Amſelkonzert ſich von Ufer zu Ufer antwortete, ebenfalls an Land.

Um die Mittagsſtunde des gleichen Tages lernte ich Scholaſtika, die zweite Tochter der Frau von Mitnacht, kennen. Ich hatte den Vormittag mit Ordnen und Einrichten im neuen Heim verbracht und ging, als ich es von fernen Türmen zwölf ſchlagen hörte, noch etwas in den Garten, um mich von der ungewohnten Mühe des Auspackens und Einräumens zu erholen. Auf den ſonnigen aber doch etwas zweifelhaften Morgen war wieder ein heißer und wolkenloſer Tag gefolgt. Das Firmament breitete ſich in einer tiefen ſtrahlenden Bläue, die meine nordiſchen Augen hier zum erſten Male erblickten. Mir war, als ſähe ich den Äther wie in kleinſten durchſichtigen Kriſtallkügelchen leuchten, zittern und funkeln, und ich mußte geblendet die Hand als Schirm über die Augen halten.

So ging ich eine Weile zwiſchen verwilderten Boskets und über einſt vielleicht wohlgepflegte Gartenwege, auf denen Gras und Unkraut um die Wette wuchſen. Es war totenſtill in der grünen Einſiedelei. Ein weißer Schmetterling gaukelte lautlos vor mir her wie ein vom Baum geglittenes Blatt. Sonſt regte ſich nichts. Auch die Finken und Amſeln ſchienen nach ihrem Frühkonzert ſich in einem Mittagsſchläfchen auszuruhen, und ſelbſt von

dem zeitlosen und allgegenwärtigen Gartenwart war keine Spur zu entdecken. Aber nein! Da sah ich ihn bei einem unvermuteten Durchblick über Wiesen und Gemüsebeete hin an einem kleinen Hain alter Waldbäume stehen und mit einer langen weitausgreifenden Gartenschere aus dem hellen zarten Grün der hohen Wipfel trockene Äste und Reiser herausschneiden. Und jetzt, war es nicht, als habe er mich ebenfalls bemerkt und mache mir Zeichen mit seiner Stangenschere hinüber nach der Richtung, wo ich nun schon den Nymphenweiher wußte?

In einer Art von unwillkürlichem Trieb, der schon fast der Gewohnheit entsprang, schlug ich den bekannten Weg ein und kam über den Hügel mit dem Dianenrund in die Kastanienallee, an deren anderem Ende man zum Weiher hinabstieg. Hier unter den hochgewölbten, dicht zusammengeschlossenen Baumwipfeln war Kühlung und Schatten, und ich mußte meine Augen erst aus dem blendenden Sonnenlicht an die Dämmerung des Laubganges gewöhnen, ehe ich die helle Gestalt eines langsam dahinwandelnden Mädchens gar nicht weit vor mir gewahrte. Ich dachte mir sofort, daß dies Fräulein Scholastika sein werde, und ging schneller in dem Gefühl, ich müsse dem artigen Zufall zu Hilfe kommen,

der mir auf ſo einfache und doch wieder beſondere Weiſe nun auch die Bekanntſchaft der dritten Schweſter vermitteln wolle. Je näher ich kam, deſto auffallender war es mir, wie ſehr die Erſcheinung von hinten geſehen in Schlankheit des Wuchſes und Grazie der Haltung der meiner holden Hausherrin ſelbſt glich. Wie aber, blitzte es gleichzeitig in mir auf, wenn es weder Mutter noch Tochter, ſondern ihrer beider Urahne wäre, die aus dem Rokokorahmen über meinem Kurfürſtenbett geſtiegen und dazu verurteilt wäre, für eine ſchwüle Mittagsſtunde hier an der Stätte ihres Erdenromans geiſternd umzugehen?

Ähnelte nicht die galante Hofdame, deren längſt zu Staub zerfallene Reize ein vergeſſener Maler der Nachwelt vorbehalten hatte, ähnelte ſie nicht, wie ich mich geſtern überzeugt hatte, ihrer ſchönen Urenkelin auf ein Haar, ſo wie die Mädchengeſtalt da von rückwärts geſehen es tat? Und konnten in dieſem verzauberten Garten, in dem der Geiſt des Rokoko aus aller Verwilderung zu mir ſprach, nicht auch die Geiſter jener verſunkenen Welt wieder lebendig werden und dem Spätgeborenen zu reden beginnen?

Ein fremder Schauer wie aus einem Grabgewölbe wehte mir durch den Kaſtaniendom

entgegen, und ich fühlte mich faſt verſucht, wieder Kehrt zu machen. Aber dann ſchalt ich mich ſelbſt einen Feigling und Haſenfuß und beſchleunigte meine Schritte, um mir auf jeden Fall den Rückzug abzuſchneiden.

Bald hatte ich die ruhig und wie ſinnend hinſchreitende Geſtalt eingeholt und räuſperte mich kurz. Sie ſchien ein wenig zuſammenzuſchrecken und wandte ſich zu mir um, und nun war kein Zweifel mehr, daß ich es weder mit der ſchönen reizenden Mutter, noch mit der ſchmachtenden graziöſen Urahne, ſondern mit einem ganz eigenen achtzehnjährigen Mädchenweſen zu tun hatte, das zwar in vielen einzelnen Zügen Mutter und Urahne glich, in anderen aber von ihnen abwich und vor allem durch die großen, dunkeln, phantaſtiſchen Augen ſeinen beſonderen Ausdruck erhielt. Glänzten und leuchteten ſie nicht wie ein wunderſamer Stein tief aus dem Bergſchacht gleißt und von geheimnisvollem Zauber unterirdiſcher Gewalten kündet? Ein Strahl aus dieſen Augen genügte, um, wen er traf, ohne Hilfe und Rettung zu verblenden, und fühlte ich nicht, wie auf den erſten Blick der Strahl mich getroffen und der Zauber mich gebannt hatte?

„Fräulein Scholaſtika von Mitnacht, nicht

wahr?" ſagte ich mit einem leiſen Beben in der Stimme, nachdem ich zuvor meinen eigenen Namen genannt hatte.

Sie nickte mit einem verträumten Augenaufſchlag und hatte ein eigentümliches ernſthaftes Lächeln um den Mund.

„Das iſt ſeltſam!" ſagte ſie.

„Was denn, mein Fräulein?"

„Daß wir uns um dieſe Stunde hier begegnen. Lieben Sie auch ſo die Mittagsſtille wie ich? Ich finde, es iſt die geheimſte Stunde am Tage. Nicht?"

„Ja, ſonderbar dieſes Schweigen ringsum!" nickte ich.

„Aber das Schweigen tönt," meinte ſie verſonnen. „Man kann ſich ſo viel daraus deuten, wenn man will."

Wir gingen ein Stückchen wortlos nebeneinander hin. Ein jedes ſchien ſeinen Gedanken überlaſſen. War es die Stille, die auf mich drückte? Ich fühlte mir das Herz beklommen und die Kehle zugeſchnürt. Wie ein Mantel von Blei lag es mir um die Glieder. Ich mußte mich gewaltſam aufraffen, ihn abzuſchütteln.

„Ich glaube gar, Sie machen ebenfalls Gedichte, Fräulein Scholaſtika?" ſagte ich ſchließlich und lachte etwas gezwungen.

„O nein! Fürchten Sie nichts!“ antwortete ſie und hatte wieder das ernſthafte Lächeln, das mir zuerſt aufgefallen war. „Ich bin ein ganz proſaiſches Menſchenkind, das noch nicht einen einzigen Vers auf dem Gewiſſen hat. Ich wüßte gar nicht, wie man das macht.“

„Wirklich?“ meinte ich ziemlich ungläubig. „Ich würde Ihnen ohne weiteres die ſchönſten Verſe zutrauen. Aber freilich ... Andere dazu begeiſtern, iſt noch tauſendmal ſchöner als ſelber welche zu dichten.“

Das ſchöne Mädchen drehte mir halb den Kopf zu und ſah mich von der Seite her mit einem Blick an, in dem ſich Verwunderung, Zweifel und ein wenig Spott zu miſchen ſchienen.

„Soviel ich weiß,“ ſagte ſie dann ruhig, „habe ich noch niemanden zu Gedichten begeiſtert.“

„Dann werd' ich alſo der Erſte ſein, der ſich begeiſtern läßt!“ ſprudelte ich heraus und hielt, erſchrocken über meine eigene Verwegenheit, ſogleich wieder inne.

Sie ſchwieg und runzelte etwas die Stirn. Hatte ich ſie durch meine täppiſche Plumpheit, ohne es zu wollen, gekränkt? Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe ſtieg und ich über und über rot wurde. Sie ſah mich wieder von der

Seite an, ſchien es zu bemerken und lächelte, was zur Folge hatte, daß ich noch tiefer errötete. Ich ärgerte mich im ſtillen über mich ſelbſt und nahm mir vor, meine Dummheit wieder gut zu machen.

„Seien Sie mir nicht böſe, Fräulein Scholaſtika!“ ſagte ich, zuerſt noch etwas ſtotternd. „Ich habe Sie nicht verletzen wollen. Es entfuhr mir ſo. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam.“

Sie lächelte verſöhnt und warf mir einen dankbaren Blick aus ihren dunkelglänzenden Belladonnaaugen zu, der mich ſofort von neuem in Flammen ſetzte.

„Eigentlich kann es doch niemand beleidigen,“ rief ich, „wenn er einen andern zu etwas begeiſtert! Die Sonne da oben weiß ja auch nicht von ſich ſelbſt, daß ſie leuchtet und wärmt und das alles hier wachſen läßt, und doch tut ſie's. Warum ſoll ſich ein junger Menſch nicht von einem wunderſchönen jungen Mädchen zu Verſen anregen laſſen? Wozu iſt man denn jung und neu? Doch nicht, um wie ein Waſſerapoſtel durch die Welt zu nüchtern! . . Alſo gelt, Fräulein Scholaſtika, Sie ſind wieder gut? Sie geben mir Ihre Hand und laſſen mir wieder Ihre Gnade leuchten?“

„Hier haben Sie meine Hand!“ ſagte ſie

mit offener Herzlichkeit. „Und böſe bin ich Ihnen gewiß nicht geweſen. Aber Sie haben ſo etwas Spöttiſches im Ton. Das wiſſen Sie vielleicht ſelbſt nicht?“

„Ich ſpöttiſch?“ rief ich ganz verdutzt. „Ich ſpöttiſch?! Wer das von mir ſagt . .?! Begeiſtert war ich! Begeiſtert bin ich, wie noch nie in meinem Leben! Ich ſpöttiſch? Sie ſind ſpöttiſch, Fräulein Scholaſtika! Sie! Sie!“

„Dann ſind wir es eben beide und wiſſen es nicht,“ lachte ſie. „Aber nein!“ fuhr ſie ernſter fort. „Sie müſſen nicht denken, daß wir zimperlich ſind, wir drei Mädchen hier! Das haben wir von unſerer Mutter gewiß nicht gelernt! . . Was ſagen Sie zu unſerer Mutter? Iſt unſere Mutter nicht ſchön?“

Ich ſtimmte lebhaft und eifrig ein.

„Und gut und klug!“ ſetzte ſie hinzu. „Eine ſolche Frau wird es ſobald nicht wieder geben.“

„Und wiſſen Sie, woran Sie mich vorhin von rückwärts erinnerten?“

Sie ſah mich fragend an.

„Nun eben an Ihre Mutter, Fräulein Scholaſtika!“

„Sagen Sie Gretchen,“ fiel ſie ein. „Wir drei nennen uns untereinander Klärchen, Gretchen und Käthchen, der Einfachheit halber. Unſere

richtigen Namen klingen ſo tantenhaft. Käthchen, das iſt Euphroſyne, unſere Jüngſte, meint, zu den Namen gehören eigentlich große Nachthauben, die bis über die Ohren gehen und mit langen Bändern vorne zum Zubinden unterm Kinn. Wenn wir einmal alte, zittrige Damen ſind, glaub' ich, werden die Namen wohl paſſen."

„Wie ſind Sie denn zu den Namen gekommen?" fragte ich mit einiger innerer Verwunderung, daß mir das Ungewöhnliche daran erſt in dieſem Augenblick auffiel.

„Unſer Vater war Kirchenhiſtoriker und Theologe, ein hochgelehrter Mann. Unſere Namen ſtehen hintereinander im Kirchenkalender vom Februar. Er hat gewiß eine ganz tiefe und ſinnvolle Abſicht dabei gehabt. Nur weiß kein Menſch mehr welche. Aber die Namen haften uns nun wie Nachtmützen durchs Leben an. Wiſſen Sie, wie unſere Freunde uns nennen? Die drei Faſtnachtsheiligen! Im Gegenſatz zu den drei Eisheiligen! Weil öfters Faſtnacht auf unſere Namenstage fällt."

Ich mußte herzlich lachen, wie ſie das alles ſo ruhig und ernſthaft und mit einem kaum merkbaren Lächeln erzählte.

„Die Faſtnachtsheiligen!" tröſtete ich ſie. „Das iſt doch ſo übel nicht! Das klingt ja

luſtig genug! Man möchte ſofort zu tanzen anfangen!"

„Ach, wir ſind alle drei keine Faſtnachtsmenſchen," erwiderte ſie melancholiſch. „Selbſt Käthchen nicht, die noch die luſtigſte von uns iſt. Wir ſind ſpätes Blut. Sie ſagten vorhin, ich ähnele meiner Mutter. Nein, dazu hab' ich's weit. Unſere Mutter iſt von ganz, ganz anderm Schlag."

„Soll ich Ihnen verraten, an wen Sie mich noch erinnerten, als Sie ſo durch die Allee hingingen?"

„Nun?"

„An Ihre Ururahne! Die bei mir oben im Zimmer hängt!"

„An Liſelotte von Merenberg, die Geliebte Karl Philipps von der Pfalz? Ja, es heißt allgemein, daß ich ihr ähnlich ſehe. Übrigens unſere Mutter noch mehr! .. Ach ja, wer Liſelotte von Merenberg wäre!"

Ich ſah meine Begleiterin von der Seite an. Sie hatte den Kopf ein wenig geneigt. Die Augen blickten verſchleiert in die Ferne.

„Wünſchten Sie, die zu ſein?" fragte ich nach einem Augenblick.

„Was hilft alles Wünſchen?" erwiderte ſie mit einem müden Achſelzucken. „Grade, was man

ſein möchte, das kann man nie werden. Dazu müßte man eben ganz anders ſein, als man iſt."

„Und dann wünſchte man ſich vielleicht wieder das Gegenteil," warf ich ein.

„Nein, nein," fuhr ſie fort, „wir alle drei ſind alte Menſchen, ſo jung wir ſind. Das werden wir wohl von unſerem Vater haben. Unſere Mutter iſt jung und wird es auch bleiben. Und wie jung muß erſt unſere Urahne geweſen ſein! . . . Darum kann ſie auch nicht zur Ruhe kommen."

Ich ſah überraſcht auf.

„Nicht zur Ruhe kommen . .?"

Sie nickte mehrere Male nachdenklich vor ſich hin.

„Ja, es ſoll Leute geben, die ſie im Garten hier wandeln ſehen."

Wir ſchwiegen beide. Ich fühlte, wie es mir leiſe über den Rücken kroch. Nichts rührte und regte ſich in den ſpitzbogigen Wipfeln der uralten Kaſtanien, in deren kühlem Schatten wir langſam neben einander auf und ab ſchritten. Ich glaubte das Mädchen an meiner Seite atmen und ihr Herz klopfen zu hören. Mir war plötzlich ſeltſam weich und wunderlich zumute. Ich ſehnte mich nach einer Seele, die wie die meine zu bangen und ſich zu ſehnen verſtünde,

nach Augen, in denen ich untertauchen, nach Lippen, von denen ich trinken, nach einem klopfenden Herzen, das ich umfangen könnte, und wie ein Lichtpünktchen in fernster Ferne eines stockdunklen Grubenganges blitzte ein augenblickskurzes Erinnern auf, als ob dies alles schon einmal vor urlanger Zeit sich zugetragen, blitzte auf, das Pünktchen, und verschwand im Nu.

„Glauben Sie nicht auch," sagte meine Begleiterin in die traumschwere Stille, „daß man wiederkommen kann, weil man sich noch nicht ausgelebt hat auf Erden? Vielleicht weil man jung gestorben ist oder auch, weil man nicht satt geworden ist am Lebenstisch, so alt man war?"

„Schon möglich!" sagte ich zerstreut und dachte an das Grubenlichtchen, das sich im Dunkel des Bergschachts verloren hatte.

„Dann werden wir wohl alle drei einmal hier im Garten spuken, Apollonia, Euphrosyne und ich," sagte sie mit einem kurzen Lächeln, „und werden nach dem Schein des Lebens jagen, nachdem das wirkliche Leben an uns vorübergegangen ist."

Ihre Worte klangen trüb und resigniert. Und doch mußte ich unwillkürlich lächeln, wenn ich mir vorstellte, daß es ein achtzehnjähriges Mädchen, nicht älter als ich, war, das so sprach.

„Aber was hätte denn Ihre Urahne für einen Grund, hier umzugehen?“ fragte ich. „Ich dächte, die hätte ſich ausgelebt genug?“

„Wer weiß!“ meinte ſie achſelzuckend. „Vielleicht hat ſie ſich noch nach etwas anderem geſehnt, als einen alten Kurfürſten zum Freund zu haben! Vielleicht auch nicht! .... Aber daß ſie den Mut hatte, das zu ſein, was ſie war, trotz des Urteils der Welt, darum nenn' ich ſie jung. So jung, wie keine von uns!“

„Den Mut hätten ſie alſo nicht?“ fragte ich leiſe und fühlte mein Herz ſtärker ſchlagen.

Sie ſah mir voll ins Geſicht. In ihren Augen ſchien hinter dichtem Schleier ein tief geheimes Feuer zu leuchten.

„So zu ſein wie Liſelotte von Merenberg?“ ſagte ſie. „In manchen Stunden vielleicht den Wunſch! Aber wohl niemals im Leben den Mut! ... Iſt das nicht lächerlich dumm?“

„Und verwünſcht tragiſch zugleich!“ erwiderte ich und fühlte eine warme, weiche Flut von Mitleid in mir aufſteigen. Ich hätte die Arme ausbreiten und das ſchöne, ernſthaft lächelnde Mädchen an meine Bruſt ziehen mögen, um ihm die dunkeln Schatten von Stirn und Lidern wegzuküſſen und Herz an Herz, Mund auf

Mund mit ihm das Alter und den Tod zu vergeſſen.

* * *

Holde, unvergeßliche, beflügelte Tage von Monrepos! Beglänzt vom Roſenlicht feuchtſchimmernder Morgenfrühe! Überſtrahlt von blendender Mittagshelle über tiefſchweigendem Wipfelmeer! Durchleuchtet von ausgegoſſener Sonnenuntergangspracht in Hecke und Buſch, in Garten und Hain! Umdroht von zuckendem Schwefelſchein und dumpf krachendem Donnerſchlag, von ſtürzender Regenflut und tauſendſtimmigem Sturmgeheul! Befriedet vom weißen fließenden Silberlicht um mitternächtliche Giebel und Erker und von unendlicher Sterne Gefunkel über Wieſendämmern! Goldene, nie wiederkehrende Tage von Monrepos! Es ſtehen die hundertjährigen Kaſtanien über und über bis in die höchſten Kronen hinauf mit weißen und roten Kerzen wie Weihnachtsbäume beſteckt. Es jubeln die Vogelchöre in den Dämmerſtunden kurz vor Tag dem heraufſteigenden Morgen entgegen und begleiten das ſinkende Geſtirn mit ſehnſuchtsvoller Klage zur abendlichen Raſt. Der ſchwüle Atem des Faulbaums ſtreicht Welle nach Welle durch die Mondnacht zu mir herüber, und die weichen violetten Wogen fernher

über den Garten getragener pfingſtlicher Flieder-düfte am lichteſten Maientag umfangen meine morgendlichen Sinne ganz. Helle, flatternde Mädchengewänder blitzen zwiſchen wucherndem Efeugrün auf und verſchwinden hinter undurch-dringlich verwachſenen Taxuswänden. Weiße Marmornymphen, die nackten Reize kokett und dürftig von Moos verhüllt, ſchmachten aus blühender Narziſſen Umarmung dem taſtenden Blick entgegen, und zwiſchen verſchlafenen Bos-ketts, unterm düſteren Kaſtaniendom und durch das entfeſſelte Traumreich ſchwüler mitternächt-licher Sehnſuchtswünſche ſchwebt lockend, gau-kelnd, ſinnlich graziös meine Dame aus dem Rokoko.

Über dem allen aber ſchienen unermüd-lich Auge und Hand des eisgrauen uralt geſchäftigen Gartenmeiſters zu walten. Oft-mals hörte man den hellen ſchürfenden Klang ſeiner Erdhacke von entfernten Gemüſebeeten her. Axtſchlag hallte dumpf durch das grüne Revier, und das gierige Wetzen ſeiner Senſe ſchrillte grell über den feuchten dunſtigen Wieſenplan.

„Iſt es wahr, daß er ſo alt wie der Garten hier iſt?“ fragte ich eines Tages Frau von Mit-nacht, als wir in der Jasminlaube ſaßen und

wieder einmal aus weiter Ferne ſein raſtloſes Dengeln vernahmen.

„Schlößchen und Garten ſind gut ein Jahrhundert alt," entgegnete ſie nachdenklich, und es ſchien, als ob ſie mir ausweichen wolle. „Haben Sie nicht die Jahreszahl auf der Porphyrflieſe vor der Haustür geleſen?" ſetzte ſie nach einem Augenblick hinzu.

„Gewiß! Gewiß!" ſagte ich. „Aber was hat das mit Eli zu tun?"

Eli war die Form, unter der wir ſeinen ehrwürdig bibliſchen Namen Elias abzukürzen pflegten.

„Er behauptet ja ſogar," fuhr ich fort, „er ſei ſchon alt geweſen, als die Bäume und das alles hier noch jung waren. Darnach müßte er ja ſeine zweihundert Jahre auf dem Rücken haben?"

Frau von Mitnacht lächelte vor ſich hin. „Sieht er nicht auch ſo aus?"

Ich fuhr mir aufgeregt mit der Hand durchs Haar und klopfte mir auf die Schädeldecke.

„Zweihundert Jahre gelebt, Frau Amalia? Das iſt doch grauenvoll! Zweihundert Sommer und Winter auf Erden gelebt!? Das iſt doch nicht auszudenken!"

„Für einen Gärtnersmann? Warum nicht?! .... Aber vielleicht macht es ihm Spaß, Sie ein bißchen zum besten zu haben, liebster Bernardo! Oder er bildet sich's wirklich ein, die Kastanien und Ulmen mit eigener Hand gepflanzt zu haben. Dann lassen Sie ihm doch seinen Wahn! Alte Leute sind wunderlich! Wir werden es dermaleinst auch nicht besser treiben, mein Freund!"

„Gott bewahre mich vor zweihundert Jahren!" schrie ich ganz entsetzt und faßte mir an den Kopf, in dem es zu wirbeln begann.

„Und sagen Sie, Frau Amalia," fuhr ich, nun einmal im Zuge, fort, „wie konnte er wissen, daß ich kommen würde, damals, am ersten Tag?"

„Wußte er das?"

„Er sagte, Sie erwarteten mich schon. Also müßten auch Sie ...? Ganz unbegreiflich!"

Sie unterbrach mich lächelnd.

„Er hat nun mal die Manie, alles vorauszusehen und alles besser zu wissen. Und was mich betrifft ... Warum soll man denn nicht auf etwas Liebes und Angenehmes warten, das vielleicht unterwegs sein könnte? Manche warten ihr Leben lang darauf, und es kommt nie. Ich habe doch wenigstens nicht umsonst gewartet. Sie kamen ja, mein Freund!"

Sie sah mich mit einem Blick schalkhafter Sympathie an, vor dem ich unwillkürlich die Augen niederschlug. Ihre Stimme hatte den süßen, schmeichelnden Celloklang, der von Seele zu Seele spricht. Vom ersten Moment an hatte mich der tiefe Wohllaut dieser Stimme gebannt und mit geheimem Gesang erfüllt. Aber heute schienen die Worte weicher und schmelzender denn je von ihren Lippen zu fließen. Und ein verborgener, rätselhafter Sinn schien in den Geigentönen mitzuklingen. Ich erhob meine Augen und ließ sie in einem umfangenden Blick an ihrer schmiegsamen Gestalt heruntergleiten. Ihre Augen begegneten den meinen, und es war, als neige sich ihr jugendlich fraulicher Leib der kosenden Umarmung meines Blicks. So war das Schweigen weniger Sekunden. Ein leiser Seufzer hob ihren schön atmenden Busen. Sie sah aus ihrer Verlorenheit auf und lächelte von neuem.

„Schon vor Ihnen haben junge hoffnungsvolle lebensfrohe Menschen an die Parkpforte von Monrepos geklopft, und Eli der Alte hat ihnen aufgetan. Vielleicht hat er sie ähnlich begrüßt wie Sie, Bernardo?"

„Und eine wunderschöne Frau im duftigen Frühlingskleid wird sie auch ebenso herzlich und

freudig empfangen haben wie mich, nicht wahr, Frau Amalia?" erwiderte ich und fühlte eine Welle des Unmuts in mir aufsteigen. War es am Ende gar kindische Eifersucht, was mir wie ein häßlicher Geschmack auf die Zunge trat?

Sie neigte anmutig den Kopf und hatte, wie mir plötzlich schien, ein kokettes, um nicht zu sagen herzloses Lächeln um die Lippen.

„Wenn es Sonntagskinder waren, gewiß!"

„Ich dächte, nur Sonntagskinder sollen Zutritt in Monrepos haben?"

Ich hatte das fast trotzig hingeworfen.

„Gewiß, mein Freund!" nickte sie und drohte mir mit dem Finger. „Nur dürfen sie auch nicht gar zu ungebärdig sein. Es wird ihnen ja vieles nachgesehen, ihrem Stern zu Liebe, aber sie müssen ihrem Stern auch Ehre machen. Daß man als Sonntagskind geboren ist, das hat man im Alltag zu erweisen."

Sie war ernst geworden und sah mir mit mütterlicher Überlegenheit ins Gesicht.

Ich errötete und senkte den Kopf.

Sie legte mir die schmale, vornehme Hand auf den Arm.

„Es kann keiner in Monrepos bleiben," sagte sie in einem seltsam verschleierten Ton, der den Sinn der Worte undurchsichtig zu

machen ſchien. „Der Frühlingsgarten iſt nur um hindurchzugehen. Auch Ihre Stunde wird ſchlagen, Bernardo.“

„Nur nicht daran denken!“ warf ich dazwiſchen und hatte ein erſtickendes Gefühl im Halſe wie jemand, der aus einem ſchweren Traum zu erwachen trachtet.

Sie ſchien es zu bemerken und ſtrich mir ſanft und begütigend über mein wirres Haar.

„Ja, ja, mein Freund, auch Sie werden wir der Welt da draußen wieder zurückzugeben haben.“

„Und Sie, Frau Amalia?“ fragte ich noch immer beklommen. „Sie bleiben Ihr Leben lang hier? Sie gehen nie von hier fort?“

„Das iſt unſer Frauenlos,“ erwiderte ſie ernſt. „Wir haben den Garten zu hüten. Auch nach Ihnen, mein Freund Bernardo, werden junge, ſinnenfrohe, zukunftsvolle Menſchen an die Pforte von Monrepos klopfen, und Eli der Alte wird ſie empfangen. Sollen ſie umſonſt nach Amalia von Mitnacht fragen?“

Ihre Hand, die ſie mir mütterlich auf die heiße Stirn gelegt hatte, war ſanft heruntergeglitten. Ich erfaßte ſie und drückte das kühle ſammetweiche Fleiſch in der meinen.

„Erinnern Sie ſich noch, Frau Amalia,

was Sie mir damals bei meinem Einzug für eine Lehre gaben?"

Sie sah mich erwartend an.

„Erst leben! Und dann Gedichte machen! So sagten Sie!"

„Nun?"

„O, wie haben Sie recht gehabt! Kaum einen einzigen Vers hab' ich zustande gebracht! Dabei ist mir die Seele so voll! Zum Zerspringen voll! Ich könnte weinen und mich zu Tode sehnen! Ich weiß nicht warum! Ich weiß nicht wonach! Helfen Sie mir! . . . Warum fallen mir keine Lieder mehr ein? Ist es mit mir schon aus? Ach, wär's doch dann mit allem aus und vorbei!"

Ich hatte die Worte gestammelt und geschluchzt und sank, den brennenden Kopf in die Hände gepreßt, vornüber, der holden, duftigen Frau in den Schoß. Sie aber beugte sich über mich und drückte mir einen Kuß auf das Haar, der mir warm und lösend durch die Glieder rann.

„Alles wird wieder kommen. Das ist der Frühlingsgarten, mein Freund, das ist der Mai!"

* * *

Ganz anders als mit der schönen reifen überlegenen Mutter schien es mir mit ihren drei Töchtern umzugehen. Dem anmutig hin und

her bewegten Mädchentrio gegenüber, das bald gemeinsam bei den Blumenbeeten auftauchte, bald in die Fernen des Parks sich zerstreute, diesem schwachen und hilflosen Geschlecht gegenüber, wie es mir erschien, erwachte der ganze Stolz meiner achtzehn Jahre als König, Herrscher und einziger Mann im weiten einsamen Revier. Denn unsern zweihundertjährigen bemoosten Gartenmaulwurf, den ich vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht unermüdlich graben, hacken, jäten und mähen und dabei anscheinend immer dicker und runder werden sah, ihn betrachtete ich als außerhalb des engeren männlichen Wettbewerbes stehend.

So spazierte ich denn geschwellt und gehoben von Mannesstolz durch die grüne wuchernde Wildnis, die mit dem reifenden Frühling immer üppiger ineinander wuchs, und fühlte an jeder Wegbiegung mein Herz mächtig gegen die Rippen pochen, da es doch jeden Augenblick geschehen konnte, daß mir in Gestalt eines oder zweier von den Mädchen oder gar ihrer drei, das Märchen und Abenteuer in eigener Person begegnete und meinen ritterlichen Heldenmut auf die Probe stellte.

Selbst der stolzen und tragischen Apollonia gegenüber empfand ich in meinem Innern etwas von dieser mitleidigen Überlegenheit, die es frei-

lich immer nur in der Phantaſie meiner Träume blieb und, wenn die Wirklichkeit herantrat, entweder linkiſcher Schüchternheit oder knabenhaftem Trotz oder auch überhitzter Erregung Platz machte.

Trotzdem hatte ich mich gerade mit Apollonia nach kurzer Zeit herzlich angefreundet. Ihre herbe Unnahbarkeit war, wie ich bald herausfühlte, nichts als die mühſam zurechtgemachte und teuer erkaufte Maske, mit der eine im Tiefſten enttäuſchte und verwundete Mädchenſeele ſich gegen Spott und Hohn der Welt, ſelbſt der eigenen Mutter und Schweſtern, zu ſchützen ſuchte. Andeutungen bald von der einen, bald von der anderen Seite hatten mich nach und nach erraten laſſen, daß ſie vor einer Reihe von Jahren, noch als ganz junges Mädchen, ihr Herz an einen meiner ſtudentiſchen Vorgänger hier im Reich verloren gehabt hatte.

Es ſchien ein apolliniſch ſchöner Menſch geweſen zu ſein, an deſſen Feueraugen ſich ihre ſiebzehnjährige Phantaſie berauſcht hatte. Drei kurze Frühlingsmonde hatte der in Monrepos gehauſt, hatte die Kaſtanienwipfel vor den offenen Fenſtern der dämmerigen Giebelſtube von fremder Zeit raunen hören, war mit dem taumelnden Mädchen durch ferne verſteckte Laubengänge geſchlichen und hatte ihm ſüße gärende Liebesworte wie

Mohnſaft zu trinken gegeben. Dann war er gegangen, wie alle vor ihm und auch ſchon wieder ſo mancher nach ihm, und graue Verlaſſenheit hatte gleich einem unendlichen Landregen das Mädchen dichter und dichter umfangen.

„Und haben Sie ihn nie wiedergeſehen, Apollonia?“ (Ich konnte mich nicht entſchließen, ſie in dieſem Augenblick Klärchen zu nennen.) „Haben Sie ihn nie wiedergeſehen?“ fragte ich ſie eines Tages, als ſie in erwachendem Vertrauen mir ihr Herz geöffnet und mit verhaltener Klage von ihrer kurzen Liebesgeſchichte erzählt hatte.

„Haben Sie ihn niemals wiedergeſehen?“ wiederholte ich nach einem Weilchen, da ſie immer noch ſchweigend vor ſich hinſtarrte.

Sie ſah mich mit ihren großen, ſchwarzen, tragiſchen Augen an, und ein fremder Schauer ſchien von ihr auszugehen.

„Ihn wiedergeſehen? . . . Niemand kehrt wieder nach Monrepos! Wer einmal von dieſem Garten ging, dem iſt der Weg verſchloſſen für alle Zeit! Noch keiner iſt wiedergekommen nach Monrepos!“

Wie mit einem kurzen jähen Degenſtoß durchzuckten mich die Worte. Alles Blut ſchien aus meinem Herzen zu weichen, und ich fühlte, wie mir heiße Tränen in die Augen ſchoſſen.

„Nie wieder zurück?!“ rief ich und ergriff ganz außer mir ihre Hand. „Keine von Ihnen allen je wiederſehen? Nicht Ihre holde unvergleichliche Mutter? Nicht Scholaſtika mit ihren Wunderaugen, wie aus einem alten vergeſſenen Lied? Nicht Euphroſyne, die wilde Hummel, und nicht Sie ſelbſt, Apollonia, Sie Ernſte?! Sie Hohe?! Fort von Ihnen allen?! Und nie wieder zurück in den Frühlingsgarten?! Nie wieder nach Monrepos?!“

Apollonia ſtand hoch und aufrecht vor mir. Es war, als ſei ſie aus der Tiefe und Enge des eigenen Leids zu Höhen des Lebens gewachſen.

„Nähe iſt Ferne und Ferne wird Nähe,“ klang es dunkel melodiſch von ihren Lippen. „Nur wer für ewig verloren hat, der beſitzt. Was einſt unſer war und nie mehr das Unſere ſein wird, das allein bleibt in Ewigkeit unſer.“

Ich ſah ſie mit einer ruhigen Kopfneigung ſich entfernen und die gemeſſen hinſchreitende weiße Geſtalt unter dem überhängenden Rankenwerk blühender Glyzinen verſchwinden, während ihre Rede geheimnisvoll in mir nachtönte.

„Nähe iſt Ferne, und Ferne wird Nähe!“ wiederholte ich mir ratlos deutend, „und nur, was ewig verloren iſt, das allein iſt unſer.“

Seltſame Rätſelworte! Wie nahe iſt mir heute Euer tiefſter Sinn, da ich Euch aus den blaudämmernden Fernen von Monrepos zu mir herüberklingen höre! . . .

Wenn ich ſo in ernſtem, faſt feierlichem Geſpräch mit Apollonia durch die Laubengänge hinſchritt, die einſt ihr erſtes Liebesgeſtammel belauſcht hatten, oder mit ihr auf der entlegenen eſchenbeſchatteten Raſenbank ſaß, von wo man über den täglich bunter aufblühenden Wieſenteppich hinweg in fernſter Verkürzung zwiſchen Baumgruppen das Rokokoſchlößchen wie ein Bildchen im umgekehrten Opernglaſe aufblitzen ſah, ſo geſchah es manchmal, daß Euphroſyne-Käthchen gleich einem Feuerwerksfroſch mitten zwiſchen uns hinein platzte und mit ihrem aufreizenden Lachen die Stimmung gründlich zerriß.

„Sitzt Ihr ſchon wieder unter den Trauerweiden," rief ſie, „und begrabt die Toten zum hundertſten Male?! Muß man das Leben denn durchaus zum Grabgewölbe machen? Iſt dieſer blühende Irrgarten etwa zum Friedhof geſchaffen? Kann man bei Blumen und Sonne und Wind an nichts Beſſeres denken als was einmal wie Blumen und Sonne und Wind vorüberging?"

Und ob Apollonia auch die Stirne runzelte und den Kopf ſchüttelte, die queckſilberne Schweſter

faßte mich am Arm und zog mich mit einem kräftigen Ruck von der Bank.

„Auf mit Ihnen, Bernardo! Wollen Sie Fett anſetzen in Monrepos? Sie kennen unſere beiden Fichtenbäume hier beim Nymphenteich! Wir klettern um die Wette! Und wer zuerſt ganz oben in der Spitze iſt, wirft dem andern als Gruß einen Fichtenzapfen auf die Naſe! Das wird die faulen Glieder gelenkig machen!"

So wurde ich aus ſchwermütigem Nacherleben, Erinnern und Gedenken oft genug hinübergeriſſen in lebendig nahes Tun und morgenfriſches Ergreifen des Augenblickes. Ich mußte vergeſſene Kletterkünſte wieder hervorholen, mußte mit dem eidechſenflinken Mädchen um die Wette laufen, ſpringen, ſchwimmen und rudern und brachte es nach anfänglichem Stümpern und Schwitzen auch wirklich zum Wiederbeſitz meiner Knochen und Gelenke, die im vieljährigen Schulpanzer eingezwängt und verroſtet geweſen waren. Mit Schwimmen, Rudern und Laufen tat ich es nach einiger Zeit auch meiner Lehrmeiſterin gleich, aber in den uralten Ahnenkünſten des Kletterns und Springens blieb ſie mir überlegen, und mancher Tannenzapfen aus ragender Wipfelhöhe iſt mir um die Naſenſpitze geſauſt.

Aber das wilde widerhaarige Käthchen konnte zuzeiten auch seinem eigentlichen Namen Ehre machen, mit dem sie der würdige Kirchenrat in der Taufe bedacht hatte, und konnte sich als eine wirkliche Euphrosyne manchmal recht klug und nachdenklich zeigen, bis schließlich doch eine Laune den Zwang durchbrach. Das war, wenn sie mich in meinem oberen Revier unter den Resedasesseln besuchte und die langen sehnigen Füllenbeine über die wacklige Lehne des geblümten Kanapees baumeln ließ, während ich ihr gegenüber an meinem Schreibtisch von Rosenholz thronte und irgend ein Buch oder ein halb bekritzeltes Papier vor mir hatte.

„Wissen Sie, wie Klärchen, Gretchen und ich mir vorkommen?" sagte sie eines Vormittags, als wir wieder so zusammen saßen und ein verstohlenes Flüstern durch die Wipfel der Kastanien vor meinen Fenstern ging.

Ich sah von meiner Schreiberei auf und erwartend zu ihr hinüber.

„Wie das Parzentrio, das man in der griechischen Geschichte zu lernen bekommt! Wie heißen sie doch gleich, die drei würdigen Damen?"

„Klotho, Lacheſis und Atropos," haspelte ich wie am Schnürchen herunter und ärgerte mich eigentlich, daß ich es von der Schule her

noch so gut im Kopfe hatte, oder mir nicht wenigstens den Anschein gegeben hatte, es vergessen zu haben.

Fräulein Käthchen schlug sich mit der flachen Hand auf die Wade, daß es klatschte.

„Potztausend!“ rief sie und lachte. „Das ging ja wie ein Blitz! Ob nicht doch ein Oberlehrer an Ihnen verloren ist?“

Ich runzelte die Stirn und trommelte heftig auf die gemalten Blumengewinde des Rosenholztisches.

„Ich Oberlehrer?! Ich?! Lieber als Nilpferd oder als Blattlaus meine Tage beschließen!“

„Nur nicht gleich wieder wie ein Brausepulver, mein Prinz!“ entgegnete das Fräulein. „Auch Oberlehrer hat Gott geschaffen!“

„In seinem Zorn!“ warf ich dazwischen.

„Oder in seiner Langenweile!“ verbesserte sie. „Als er am siebenten Tage, am Sonntag nachmittag sich zu Tode gähnte und ihm auch gar nichts mehr einfallen wollte. Aber nun hören Sie zu!“

Ich setzte mich in Positur und wartete.

Sie nahm eine sehr belehrende Miene an und erhob den Finger:

„Klotho, das ist Apollonia, die spinnt den Faden der Vergangenheit. Erinnerung, das ist

für ſie alles. Sie lebt einzig von dem, was war und nie mehr ſein wird. Scholaſtika lebt von dem, was iſt. Nur davon! Was war und was ſein wird, das geht ſie nichts an. Darum kümmert ſie ſich nicht. Scholaſtika iſt Lacheſis, die Gegenwart!"

„Dann ſind alſo Sie ſelbſt . . .?"

„Ja, ich bin Atropos! Ich bin, was ewig ſein wird und noch niemals war! Was weder Scholaſtika, noch Apollonia waren, noch irgend ein Weſen vordem! Ich bin die Zukunft! Fallen Sie nieder und beten Sie mich an, mein Prinz!"

Sie hatte ſich gegen die Lehne des Kanapees zurückgeworfen, daß es in ſeinen Fugen krachte. Ihre langen Laufbeine baumelten und ſtrampelten halb in der Luft und waren ſpaßhaft anzuſehen. Aber in ihren wetterwendiſchen Zügen zuckte es hin und wieder, wie von kurzen Windſtößen, die über den Bergſee fegen, die graugrünen Augen ſpielten und ſchillerten ins Dunkle, Schwärzliche, um die umwölkte Mädchenſtirn flammte ein Schein wie Blitze um ferne Berghäupter. Es war etwas Starkes, Verhülltes, Drohendes um ſie, was mich wirklich halb niederzwang und mich vielleicht grade dadurch erſt recht zum Widerſpruch reizte.

„Ich falle vor niemandem in die Kniee!"

warf ich ihr von meinem Stuhl aus entgegen. „Am wenigſten vor einem jungen Frauenzimmer, das ſich wunder wie groß und erhaben dünkt! Ich bin geradeſogut Zukunft wie Sie, Fräulein Käthchen! Wir wollen ſehen, weſſen Arm einmal weiter hinaus zu ſchleudern vermag!“

„Sie ſind ein veritabler Klotz, mein Prinz,“ antwortete ſie höchſt gelaſſen, „und verdienen gar nicht, daß ſich ihnen die Zukunft in ihrer ganzen Größe und wilden Schönheit offenbart! Alſo laſſen wir das! Sie werden noch einſt bedauern, daß ſie in Ägypten waren und die Sphinx nicht erkannten, obwohl ſie mit der Naſe dicht vor ihr ſaßen!“

Sie lachte hell und provozierend auf, ſo daß ich unwillkürlich angeſteckt wurde und nun, wenn auch widerwillig, mitlachte. So war es denn wieder gut zwiſchen uns, und der Fluß der Rede ging ruhiger weiter.

„Wiſſen Sie, was mir an Ihrem Vergleich nicht gefällt, Fräulein Käthchen?“ ſagte ich.

Sie richtete ihre Augen auf mich, die ſich jetzt wieder entdüſtert hatten und neugierig ſpitzbübiſch dreinblickten.

„Daß Sie grade Scholaſtika mit Lacheſis vergleichen,“ fuhr ich fort. „Die hat doch gewiß am allerwenigſten von ſo einer flachen, nüch-

ternen Gegenwartsnatur. Alles andere mag ſtimmen. Aber das ſtimmt nicht!"

Fräulein Käthchen zuckte kühl mit den Achſeln.

„Es braucht ja auch nicht alles zu ſtimmen, was man ſich ſo zuſammenphantaſiert. Die Hauptſache iſt, daß ich Atropos, die Zukunft bin! Und das bleibt beſtehen!"

„Gewiß! Gewiß!" beeilte ich mich zu beſtätigen.

Fräulein Käthchen warf ſich mit einem Ruck auf die andere Seite des Kanapees, ſo daß ihre Amazonenbeine von der rechten Lehne auf die linke zu liegen kamen und nun dort herunterbaumelten.

„Übrigens, was Gretchen anbetrifft," rief ſie und machte mit Daumen und Mittelfinger der rechten Hand einen Schnalzer, daß es knallte, „was Gretchen anbetrifft, da ſind Sie ſehr auf dem Holzwege! Gretchen iſt eine ganz kühle, ruhige, hausbackene Natur und durchaus nicht das Märchenbild, das Sie hinter ihr ſuchen. Gretchen iſt der richtige Gegenwartsmenſch, wie nur einer auf Erden lebt!"

Jetzt war es an mir, mit den Achſeln zu zucken.

„Gretchen hausbacken?" ſtammelte ich aufgeregt. „Wer ſolche Augen im Kopf hat, ſoll

hausbacken sein? Das ist doch . . .! Das ist doch . . .! Eifersucht ist das und weiter nichts! Weibliche Eifersucht! Da liegt der Hase im Pfeffer!"

Mein Gegenüber war bei den letzten Worten, die ich ordentlich mit Wut und jede Silbe auskostend herausschleuderte, in einem Satz vom Kanapee bis in die Mitte der Stube geschnellt und wirbelte hier auf einem Bein pirouettierend etwa ein halbes dutzendmal um seine eigene Achse.

„Sind Sie vom Veitstanz besessen?" fragte ich, immer noch innerlich kochend, als sie endlich wieder ruhig auf ihren zwei Beinen stand.

Sie schlug die Arme übereinander, trat gemessen auf mich zu und tippte mir mit einer großen Gebärde auf die Stirn.

„Eifersüchtig? Ich? Auf Gretchen? Und etwa Ihretwegen, mein Prinz? Hahahaha!"

Ihre Lache klang rhythmisch und bühnengerecht wie das Gelächter der Salonschlange, die sich entlarvt sieht.

Ich lächelte überlegen mit, was sie noch mehr zu ärgern schien. Denn sie fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und stampfte heftig mit dem Fuß auf.

„Plustern Sie sich nur nicht, Prinz Gockel-

hahn! (Dies war ihre Bezeichnung für mich, wenn ſie beſonders erboſt über mich war.) Seit wann iſt es denn Mode, daß die Zukunft eiferſüchtig auf die Gegenwart iſt?"

„Immer! Immer!" gab ich wie aus der Piſtole zurück und machte im ſtillen eine Verbeugung vor meiner eigenen Erleuchtung und Schlagfertigkeit, die, wie es ſchien, nicht ohne Eindruck auf das Fräulein geblieben waren.

„Hm!" machte ſie nachdenklich und trat mit ihren Stelzbeinen einen Spaziergang durch das Zimmer an.

„Ich weiß übrigens einen beſſeren Vergleich für Sie drei als den mit den Parzen," ſagte ich, den Faden wieder aufnehmend und mit der ruhigen Sicherheit des gewonnenen Triumphes.

„Nun?"

„Ich vergleiche Sie mit den Muſen!"

„Sind wir etwa neun Schweſtern und Sie unſer Apoll?" fragte ſie höchſt ſpöttiſch, aber ich ließ mich nicht beirren. „Apollonia, das iſt die klaſſiſche oder die Muſe des Dramas. Scholaſtika iſt die moderne Muſe, die Muſe der Lyrik."

„Und was bin ich?" forſchte Fräulein Käthchen mit offenbarer Spannung, als ich einen Augenblick innehielt.

„Sie ſind die komiſche Muſe, mein Fräulein!"

erwiderte ich, während meine Blicke nicht ohne Anſpielung an ihren eckigen Gliedmaßen herunterglitten.

„Dann wirft die komiſche Muſe alſo ihren ewigen Fluch über Sie, mein Prinz!“ ſchmetterte ſie wie aus der Trompete und ſtülpte mir mit einer ungeſtümen Handbewegung das gefüllte Sandfaß, das neben dem Tintenglas ſtand, auf mein halb jungfräuliches Schreibpapier.

„Da! Der komiſchen Muſe Fluch!“ lachte ſie und deutete mit ausgeſtrecktem Arm auf das Häufchen, das ſich höhniſch auf dem weißen Bogen erhob und mich anzugrinſen ſchien. „Möge Ihre komiſche Phantaſie ſo fruchtbar wie dieſer Sandberg ſein!“

Ich griff nach der Feder und tunkte ſie tief in das Tintenglas.

„Was wollen Sie?“ fragte ſie neugierig.

„Die komiſche Muſe nach der Natur konterfeien! Neben den Sandberg hin! Vielleicht hilft mir das gegen den Fluch.“

Ich zog eilfertig die Feder aus dem Tintenglas. Ein mächtiger ſchwarzer Klecks tropfte dicht neben einen ſchon vorhandenen, aber längſt verblaßten erſten Klecks auf die kirſchrote Tuchbeſpannung des Roſenholztiſches.

„Bravo!“ rief das Fräulein, außer ſich vor

Vergnügen, und klatſchte wie unſinnig in die Hände. „Jetzt ſind Sie der Konkurrent von Karl Philipp dem Fünften von der Pfalz.“

„Wieſo?“ forſchte ich verwundert.

„Haben Sie noch nie den alten Klecks da bemerkt?“ fragte ſie vorwurfsvoll.

Allerdings! Ich hatte ihn bemerkt, mir aber nie Gedanken darüber gemacht.

„Nehmen Sie den Hut ab vor dem Klecks, mein Prinz!“ fuhr ſie fort, indem ſie ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüſtern dämpfte. „Der Klecks iſt länger als ein Jahrhundert alt und hat über ein Menſchenleben entſchieden. Er iſt aus der Feder getropft, als Karl Philipp der Fünfte von der Pfalz das Todesurteil von Liſelotte von Merenberg unterſchrieb.“

Ich fuhr wie von einem Horniſſenſtich in die Höhe.

„Das . . . das . . . das hatte ich ja noch gar nicht gewußt, daß Ihre Urahne auf dem Schafott . .?! Erzählen Sie mir doch . . .!“ Aber ſie ließ mich nicht ausſprechen.

„Ein andermal, mein Prinz! . . . Aber jetzt haben wir den zweiten hiſtoriſchen Klecks auf dem Roſenholztiſch! Der wird den Enkeln erzählen, wie die komiſche Muſe ihren ewigen Fluch über den Prinzen Bernardo verhängte.“

Damit machte ſie mir eine ellenlange Naſe und eine rechtwinkelige Verbeugung, faſt bis auf den Boden hinab, und war aus dem Zimmer verſchwunden. Ich aber trat mit erregten, prickelnden Sinnen durch die offene Türe meiner gründämmernden Schlafſtube vor die lebensgroßen Porträts des finſter gebietenden Kurfürſten und ſeiner ſchönen unglücklichen Dame, und ſah den zierlichen Nacken und den weißen Hals dicht über dem rundlichen Buſenanſatz vom ſauſenden Henkersſchwert durchſchnitten.

* * *

Obſtbäume, Rot- und Weißdornhecken, Goldregen, Kaſtanien und Flieder, Tulpen, Hyazinthen und Narziſſen waren mit und nach einander verblüht. Himmelfahrt und Pfingſten waren mit Glockengeläut und hallendem Liederklang fernwandelnder Menſchenſcharen gekommen und gegangen. Die prallſten Spargel, die roſigſten Radieschen und die zarteſten Salatköpfe aus dem Reiche Elis des Alten hatten unſern Tiſch geziert und waren mit jugendlichem Appetit verſpeiſt worden. Schon reizten hin und wieder junge Gurken den Gaumen, und um den Fuß, der durch die grüne Wildnis des Küchengartens irrte, tändelten lieblich errötend die erſten Erdbeeren und boten ſich willig der

naſchenden Hand. Dunkler und ernſter in ihrem Kleide, wie weltgewiegte Leute, ſtanden Ulmen, Buchen und Linden. Aus dem fremdartigen Blätterwerk der Akazien hingen die ſchweren gelblichen Blütentrauben, umſummt vom honigſuchenden Volk der Bienen, Hummeln und Weſpen. Noch ging hin und wieder die ſehnſuchtstrunkene Klage eines Finkenmännchens oder eines Schwarzdroſſelgeſellen durch die Dämmerſtunden des frühen Morgens wie des ſinkenden Abends oder durch laſtende Mittagsſchwüle, doch der Vielklang jubelnder Chöre war verſtummt und ängſtliches Piepſen, Flattern, Zwitſchern verrieten, daß wichtigere Sorgen das Vogelreich erfüllten, als Frühlingslieder zu ſingen. Dafür waren Froſch und Unke noch eifrig am Werk, die bleichen Juninächte mit dem gellenden, hallenden Leid ihres Daſeins zu erfüllen und einander ewig unerreichbar von Weiher zu fernſtem Weiher den Ruf ihrer Liebe hinüberzuquaken. Und im abgeſchloſſenen Quartier vornehm ariſtokratiſcher Blumenzirkel begann nächtens die weiße Lilie zu ſehnen. Zärtliche Nelken ſchmachteten im Mondenlicht, und ſtolz und hochſtämmig entfaltete Frau Roſe ihre erſte ſammetweiche dunkelrote Knoſpe.

An einem ſchwülen Juninachmittag ruderte

ich mit Scholastika auf dem Nymphenteich. Der Himmel war mit einer dünnen, gleichmäßigen, fedrigen Wolkenschicht bedeckt, aus der der Sonnenball sich als große, runde, gelbe Glocke abhob. Ein fahler bleierner Glanz lag über dem dunkeln undurchsichtigen Wasser, das in diesem Augenblick fast einer Moorlacke gleichsah. Unser Kahn, dessen Boden undicht war und immer ein wenig Wasser zog, glitt träge und langsam über die Flut. Ich saß auf der Mittelbank und hielt die leichten Ruder eingezogen, tat nur hier und da, wenn wir gänzlich stillzustehen schienen, einen flüchtigen Schlag in den Riemen. Dann gab es ein kurzes hölzernes Poltern der Bootswände, ein Aufklatschen des Wassers, und wieder war die schwüle, drückende Stille des Juninachmittags.

Scholastika saß mir Auge in Auge gegenüber auf der Hinterbank. Ihr weißer Strohhut mit dem Kranz von roten Mohnblumen lag neben ihr. Sie hatte den feinen Kopf mit dem in der Mitte leichtgescheitelten braunen Kraushaar ein wenig gesenkt, die schmalen Hände im Schoß gefaltet und träumte vor sich hin. Ihre weiten Ärmel fielen bis zum Ellbogen zurück und ließen den schlanken Unterarm frei. Zuweilen blähte ein leiser Windhauch den leichten Batiststoff,

dann ſah man die ebenmäßigen Arme bis hoch hinauf, aber ſchon der nächſte Augenblick deckte ſie wieder zu. Ihre junge Bruſt, auf die ein tiefer Ausſchnitt ſpitz hinunterging, atmete ruhig und gleichmäßig. Oder ſchien es nur ſo? Mußte nicht auch über ihr etwas von der bleiernen Schwüle liegen, die Himmel und Waſſer und die graugrünen Obſtbäume ringsum im Bann hielt und mir ſelbſt den Atem verſetzte und das Herz zum Weinen ſchwer machte?

Wir hatten wieder, wie ſchon ſo manchesmal, vom Leben geſprochen. Vom Leben hier in unſerm umhegten Gartenfrieden und von dem andern Leben, weit draußen, wo Märkte lärmen und Menſchen, bis an die Zähne gewaffnet, das Weiße im Auge des Gegners ſuchen. Die Worte waren Tropfen für Tropfen gefallen, immer ſpärlicher, bis auch der letzte Tropfen verſiegt war. Aber noch im Schweigen war das Geſpräch unſerer Seelen weitergeklungen, hatte ſich vertieft, vergeiſtigt, entkörpert, um ſchließlich im Unnennbaren, wie Lufthauch und Lufthauch ineinander zu fließen. Eine unendlich wehe und ſchmerzliche und zugleich über die Maßen ſüße Schwermut erfüllte mich gleichſam bis zum Rande und faſt zum Überlaufen darüber hinaus. Augenblicke lang fühlte ich mich nur als hilf- und

willenloſes Geſchöpf einer unausſprechlich-göttlichen Drang- und Werdeluſt, eines unbegreiflich abgründigen Schmerzens und Verzweifelns. Es war, als ſei das ewige Chaos in mich eingezogen und müſſe Leib und Seele voneinander ſprengen. Schon ſchienen die Sehnen, Bänder und Gelenke, die mein Sterbliches zuſammenhielten, ſich zu löſen, die Knochen dahin zu ſchmelzen, und ich fühlte mich in mir ſelbſt verſinken.

Mit einem letzten Ruck riß ich mich aus dem Bodenloſen zurück, das ſchon über mir zuſammenſchlagen wollte, und ſah um mich. Der ſchwanke Kahn ſchaukelte heftig bei meiner plötzlichen Bewegung. Ein Kuckuck rief fernher aus den Tiefen des Parks. Vielleicht war es ſein lauter Weckruf, der mich dem Leben und der Wirklichkeit zurückgegeben hatte. Vor mir ſaß Scholaſtika immer noch leicht geſenkten Kopfes. Ihre Augenſterne waren wie im Traum verſchleiert und gingen ins Weite. Aber ſelbſt jetzt war ihr Glanz nicht völlig verdeckt und erloſchen. Ich empfand ein geheimes Leuchten, das mich umſpielte und mir Troſt gab in der furchtbaren Finſternis und Verlaſſenheit des Weltraumes. Eine Seele doch, die die gleiche Bahn durch die Unendlichkeit dahinzog wie die meine! Reiſekameraden konnten wir ſein und

eines dem andern Mut zuſprechen wie Kinder, die ſich des Nachts im meilenweiten Wald verirrt hatten und ſich nun aneinander ſchmiegten und heiße Tränen zuſammen weinten, um endlich wie in der Wiege zu entſchlummern.

Ja, ſo etwas war es wohl mit dem Leben überhaupt. So etwas mußte es mit zwei Menſchen, die ſich gern hatten, wohl ſein. Ich wollte die Probe auf meine Rechnung machen und berührte leiſe ihr Knie mit der Hand.

„Fräulein Gretchen?“

Sie ſah ernſthaft und unbefangen zu mir auf.

„Glauben Sie, daß man auch im Schweigen miteinander reden kann? Daß man ſich auch ohne Worte alles, alles ſagen kann?“

„Gewiß!“ nickte ſie, „das kann ich ſehr gut verſtehen. Erinnern Sie ſich, was wir ſprachen, als wir uns zum erſtenmal ſahen? Das Schweigen tönt, ſagte ich. Man muß es nur zu deuten verſtehen. Iſt es nicht das?“

„Dann deuten Sie mir, was ich ſoeben gedacht habe! Deuten Sie mir das, Fräulein Gretchen! Ach, könnten Sie's doch! Dann wird ja noch alles gut!“

Meine Stimme war belegt und zitterte leiſe, ſo daß ich, um meine Erregung zu verbergen, mich räuſpern mußte.

Ich ſah, wie ſie nachdachte und ſich zum Sprechen anſchickte, dann plötzlich errötete und inne hielt.

„Nun, Fräulein Gretchen!“ drängte ich fiebernd und fühlte, wie ich nun ſelbſt über und über rot wurde.

Sie beſann ſich ein paar Augenblicke. Ihr Geſicht hatte ſeine gewöhnliche, etwas ätheriſche Farbe wiedergewonnen.

„Sie haben an etwas ganz Großes, ganz Fernes, ganz Unerreichbares gedacht,“ begann ſie leiſe.

„Ebenſo wie Sie, Fräulein Gretchen!“ fiel ich triumphierend ein, denn nun wußte ich ja, daß mir mein Experiment der Seelenübertragung geglückt war.

„Sie haben an etwas gedacht, was nie ſein wird!“ fuhr ſie fort. „Was es gar nicht auf Erden gibt! Iſt es nicht ſo?“

„Doch! Doch!“ rief ich dazwiſchen. „So etwas gibt es auf Erden! So etwas gibt es auf Erden! Sonſt müßte man ja verzweifeln und ſich lieber heute als morgen mit einer Kugel von dieſem Jammerleben befreien!“

„Und dann haben Sie noch an etwas gedacht,“ kam es wie ein Flüſtern von ihren Lippen.

Ich horchte hoch auf.

„Daß Sie ſich in die Welt hinausſehnen! Daß Sie nun bald von unſerem Garten für immer fort müſſen! Und daß dann alles vorbei iſt!"

„Nichts iſt vorbei!" rief ich begeiſtert und brachte durch mein Ungeſtüm den Kahn abermals in ein bedenkliches Schwanken. „Dann fängt es erſt richtig an, das Leben und das Glück und die Welt!"

„Vielleicht für Sie! Für Sie ſogar gewiß! Aber wir bleiben hier und hören die Bäume rauſchen und die Fröſche quaken. Das iſt alles!"

„Und den Kuckuck rufen, ſo wie jetzt!" warf ich ein und lauſchte einen Augenblick dem fernen Rufen, das nach einer Pauſe des Schweigens von neuem eingeſetzt hatte.

„Alſo haben Sie wirklich nie daran gedacht," fing ich wieder an, „nie daran gedacht, Fräulein Gretchen, daß es auch da draußen ein Leben und ein Glück für Sie geben könnte?"

Sie ſchüttelte ruhig und beſonnen den Kopf.

„Wir würden niemals da draußen gedeihen, wir von Monrepos. Wer im Frühlingsgarten geboren iſt, ſteht unter eigenem Geſetz. Nur

die Sehnſucht darf über die weiße Gartenmauer dort hinten fliegen. Unſer Fleiſch und Blut bleibt ewig hier feſtgebannt. Wir ſind wie unſere Marmornymphen im Park, die auch nicht von ihren Sockeln herunter dürfen. Nur zu träumen iſt ihnen erlaubt, ſie wären frei und ſie könnten hinaus! Hinaus aus Monrepos! .... So träumen wir denn!"

Sie hatte die letzten Worte nur noch geflüſtert. Wie ganz weiche verklingende Geigentöne war es von ihren Lippen gefloſſen. Seltſam, wie ſie mich in dieſem Augenblick wieder an ihre ſchöne holdſelige Mutter erinnerte! War es nicht ganz der gleiche einſchmeichelnde Wohllaut der Stimme, der mich ſo oft entzückt und hingenommen hatte? Aber aus dem Munde der Tochter war die Süßigkeit der Melodie mir neu und bezauberte mich doppelt.

„Ja, träumen wir, Fräulein Gretchen!" rief ich wie entrückt und beugte mich zu ihr hinüber, meine Hand in die ihre zu legen, die läſſig auf dem Schoß ruhte. „Träumen wir, es wäre Rokokozeit und die Welt ein Jahrhundert jünger, und Sie wären das Fräulein von Merenberg, und ich ... und ich ..."

Ich hielt inne, nach Bild und Worten ſuchend, während ich mit meiner Hand die ihre

drückte, die sich willenlos ergab, und die nahe Wärme ihres Schoßes in mich hinüberströmen fühlte. Ihre tiefen, glänzenden Augen waren wie starr auf mich gerichtet. Jetzt schien sie ein feuchter Schimmer zu netzen. Ein schwerer dunkler Rausch, wie von einem unbekannten noch nie geschlürften Saft, brodelte in mir auf.

„Und ich ... und ich ..." sprudelte ich halb außer Atem heraus, „ich wäre nicht der alte feiste Tyrann mit dem Doppelkinn, der sein wunderschönes Liebchen einfach um einen Kopf kürzer machen ließ! Der Bluthund, der! ... Nein! Ich wäre ein Page auf Besuch hier im Schloß oder ein junger Dichter aus fernen Landen, den der Ruf der verzauberten Prinzessin herangezogen, und während der Tyrann da oben in seinem Schloß Todesurteile dutzendweise unterschriebe, säßen wir zwei hier im Kahn auf dem Nymphenteich, das Fräulein von Merenberg und ich, und der Kuckucksruf ginge aus dem Wald so wie jetzt, und wir fragten ihn an, wie lang wir noch leben ...?"

Ich schwieg unwillkürlich und legte die Hand ans Ohr. Auch das tief in sich versunkene Mädchen schien den Atem anzuhalten. So lauschten wir beide dem unermüdlich mahnenden Rufer im Wald und begannen leise mit-

zuzählen. Der aber, als wolle er uns zum Narren halten, ließ noch ein paarmal sein Kuckuck! Kuckuck! durch die Gartenwildnis schallen und schwieg dann plötzlich still. Wir warteten noch einen Augenblick. Aber es half nichts. Der boshafte Einsiedler blieb stumm.

„Das Kuckucksorakel verkündet frühes Ende", sagte mein Gegenüber und lächelte mir bedeutsam zu.

„Es kommt nur darauf an, für wen?" rief ich und schwenkte den Hut über dem Kopf. „Ich nehm's auf mich! Ich nehm's auf mich! Und jetzt hole der Kuckuck den Kuckuck und den Tyrannen im Schloß und alles, was gegen uns ist! Jetzt bin ich mit Liselotte von Merenberg allein auf dem Teich und jetzt . . . jetzt . . ."

Ich machte einen ungestümen Satz von meinem Mittelbrett hinüber auf die Hinterbank, an die Seite des Fräuleins von Merenberg, das meine Phantasie leibhaftig dort sitzen sah. Der Kahn kippte über, schlug um, und wir beide lagen im Wasser. Ich schoß in meiner Überraschung wie ein Bolzen bis auf den Grund des Teichs, kam im nächsten Augenblick wieder zu mir selbst und tauchte schwimmend empor. In einiger Entfernung von mir sah ich Scholastika auf dem Wasser treiben. Sie schien nur bis

etwa an die Achſeln untergetaucht. Ihr helles weites Gewand hatte ſich wie ein Fallſchirm rings um ſie ausgebreitet und ſah mit ſeinem zierlichen Blumenmuſter aus, als ſei ein Blütenregen auf die ſchwarze Flut gefallen. Auch ihre Arme lagen ausgeſtreckt und unbeweglich über dem Waſſer, ſo daß ſie eigentlich aufrecht darin zu ſtehen und Grund unter den Füßen zu haben ſchien. Ich hatte meinen erſten Schreck verwunden und weidete mich an dem wunderſamen blumenhaften Anblick des langſam treibenden Mädchens. Aber plötzlich bemerkte ich, daß es ſeine Augen geſchloſſen hatte und das Geſicht todesbleich war.

Ich ſchwamm ängſtlich und haſtig näher.

„Gretchen!“ rief ich erſchrocken. „Gretchen!“

In dieſem Moment ſchienen ihre Kleider ſich voll Waſſer geſogen zu haben, denn ſie verſank plötzlich vor meinen Augen, und mit einem kleinen Strudel ſchloß ſich die Tiefe über ihrem Kopf. Der Mohnblütenhut ſchwamm daneben wie ein letzter Blumengruß, den eine liebe Hand ihr aufs Grab gelegt hatte. Einen Augenblick glaubte ich mein Herz ſtill ſtehen. Die Ringe des Strudels erweiterten ſich zuſehends nach den Ufern des Weihers. Mein Herz ſetzte mit ſtarken Schlägen wieder ein. Volle Klarheit

war in mir und um mich. Ich ſchnellte mich in einem Satz an die Stelle, wo mir der Mohnhut ihr Verſinken anzeigte, tauchte unter, erfaßte mit einem ſtarken Griff den halb lebloſen Körper und ruderte mich mit den Beinen und dem linken Arm wieder in die Höhe und ans leuchtende Tageslicht. In wenigen Stößen war ich mit meiner ſchwellenden triefenden Bürde am Ufer und bettete ſie auf die ſanft anſteigende Grashalde unter die dicht verzweigten Apfelbäume. Ja, ſie lebte, ſie atmete! Ihr zarter Buſen hob und ſenkte ſich in ſanftem, regelmäßigem Takt. Ihre braunen Haare hatten ſich aus ihrem Band gelöſt und ringelten ſich feucht um Stirn und Wangen, und eine lange dunkle Strähne fiel quer über den weißen Hals. Über den ſpitzen und tiefen Buſenausſchnitt rieſelten blanke Waſſertropfen. In weicher Rundung ſah ich die jugendlichen Brüſte und jede Linie, jede Schwellung der Glieder unter dem dünnen naſſen Gewand deutlich abgezeichnet und modelliert, und ſo ſehr ich mich ſelbſt als die Urſache des Unfalls ſchalt, ſo ſehr mußte ich zugleich meine Ungeſchicklichkeit ſegnen, durch die ich das Glück genoß, dieſen holden Mädchenleib in ſeiner unverhüllten Schönheit meinen trunkenen Augen als willenloſe Beute hingegeben zu ſehen.

Ich lag auf den Knieen, halb über ſie gebeugt, und wußte ſelbſt nicht, ob ich kniete, um ſie um Verzeihung zu bitten oder um mich an all ihrem atmenden Reiz nah und näher ſatt zu trinken. Mir war, als ſei es ſeit dem verhängnisvollen Sprung an ihre Seite eine kleine Ewigkeit her, und doch mochten erſt ein paar kurze Minuten verfloſſen ſein.

Plötzlich fiel mir ein, daß ſie ſich in ihrem triefenden Battiſtkleidchen, das ſich knapp und verräteriſch an ihren Körper ſchmiegte, erkälten könne, und ich ſuchte ſie durch Schütteln und Rütteln und zärtliche Worte, ins Ohr geflüſtert, zu erwecken. Endlich ſchlug ſie die Augen auf und ſah mich groß und fremd an.

„Gretchen!“ rief ich entzückt und zerknirſcht, „Gretchen!“, und bedeckte ihre Hände und Arme, Hals und Buſen, Stirn und Wangen und auch den leicht geöffneten Mund mit ſchnellen, wilden, inbrünſtigen Küſſen. Sie ließ es ein paar Augenblicke geſchehen, regte ſich kaum, als hielte noch die Ohnmacht ſie feſt. Dann richtete ſie unter meinen Armen den Kopf ein wenig empor, ſah mit einem erſten, aufdämmernden Blick mir ins Geſicht, mit einem andern an ſich hinunter, ſchien ſich zu beſinnen und ſich zu ſchämen.

„Nicht! Nicht!... Bitte! Bitte!... Nicht!“

Nur als ein Hauch, als ein Seufzer glitt es von ihren Lippen. Mit dem rechten Arm hatte sie ihr Gesicht verdeckt. Mit dem linken suchte sie mich schwach von sich abzuwehren. So lag sie, ein Bild hilfloser Ergebenheit, während mein Blut sich immer heißer entzündete und es mir vor den Augen wirbelte.

„Gretchen!" stammelte ich wie von Sinnen und umfing sie von neuem. „Mein süßes, einziges Gretchen! Wenn ich Dich verloren hätte! Mein Gott! Wie kam das nur? Wenn Du ertrunken wärst und ich wäre schuld gewesen! Ich Unmensch ich! Dich vor meinen Augen ertrinken zu sehen! Ach Du . . . Du . . . Du unvergleichliches Menschenbild!"

Ich hatte mich über sie geworfen und strich mit der Hand liebkosend über ihre Augenlider, die sich wieder geschlossen hatten.

„Nicht sterben!" schrie ich ganz außer mir und ohne mehr recht zu wissen, was ich tat. „Nicht sterben! Oder wir beide zusammen!"

„Zum Sterben ist noch ein Weilchen Zeit, junger Herr!" hörte ich auf einmal eine tiefe gleichmütige Stimme dicht neben mir klingen, die mir bekannt schien. Ich raffte meinen Kopf auf, der sich in den feuchten kühlen Busen des unter mir liegenden Mädchens gewühlt hatte

und erblickte Eli den Alten mit ſeinen braunen verwetterten Zügen, gleich alter zerfurchter Eichenrinde, dem Sammetkäppchen auf dem eisgrauen Schopf und dem Tonnenbauch.

Ich war ſo verdutzt von ſeinem urplötzlichen Erſcheinen, daß ich kein Wort herausbringen konnte, ihn nur mit offenem Munde, immer noch auf den Knieen liegend, anſtarrte.

Der Alte ſchien es zu bemerken und ſich ſchmunzelnd an meiner Beſtürzung zu weiden.

„Es iſt nichts Beſonderes dabei," nickte er endlich und paffte dazwiſchen. „Wir haben ſchon ſo manches Menſchenkind aus dem Nymphenweiher gezogen. Die da unten im Moorwaſſer hauſen, die bangen ſich nämlich von Zeit zu Zeit nach etwas wie Menſchenwärme und Fleiſch und Bein. Da heißt es hübſch auf dem Poſten ſein, junger Herr! Sonſt geben ſie einen nicht wieder heraus."

Er ſchwieg nachdenklich, ſtrich ſich das borſtige verrunzelte Kinn und blies verſchwebende Dampfwolken vor ſich her, wie von fernen Erinnerungen umwittert.

„Die ſchöne Dame," fuhr er fort, „die oben in Ihrer Schlafſtube hängt, die hat auch einmal ſo in dem Waſſer gelegen, und Eli der Alte hat ſie auf ſeinen Armen ins Schlößchen

getragen. 's iſt ſchon ein Weilchen her, junger Herr! Das zierliche Köpfchen da und Ihr Köpfchen auch, junger Herr, die haben beide noch tief unter der Erde geſchlafen. Aber was ein alter Gärtnersmann iſt, wenn ſein Schädel auch noch ſo vertrackt auf den Schultern ſitzt, weiß ſich an ſolche Geſchichten noch gut zu erinnern. Und jetzt, denke ich, wollen wir das arme kranke Kind zu ihrer ſchönen Frau Mutter bringen."

Damit beugte er ſich breitbeinig in die Kniee, ohne daß ihm ſein vorſpringender Doppelbauch im geringſten im Wege war, und hob ſorgſam und zärtlich, als gälte es, ein zartes Pflänzchen mitſamt ſeinem Wurzelwerk aus dem Erdboden herauszunehmen, das immer noch entrückte Mädchen in ſeine ſtarken Gärtnersarme und trug es durch den Kaſtaniendom, über den Dianahügel und durch den Efeugang dem fernen Hauſe entgegen. Ich aber trottete wortlos und jämmerlich, wie ein ganz zuſammengebrochener Leidtragender hinter dem Totengräber, meinem rüſtig voranſchreitenden Wurzelmännchen mit ſeiner ſüßen quellenden Bürde nach, und merkte jetzt erſt, daß auch ich, gleich einem ſoeben an Land geſtiegenen Seehund, vom Kopf bis zu Fuße von Feuchtigkeit troff.

* * *

War es unſere gute und junge Natur, war es das Klima von Monrepos, — trotz Schreck, Erregung und Näſſe hatten wir beide, Scholaſtika und ich, nichts als einen kleinen unſchuldigen Schnupfen davongetragen, der ſchnell verging. Auch Frau Amalias drohende Strafpredigt, der ich in Demut und Zerknirſchung entgegengeſehen hatte, war recht milde und glimpflich ausgefallen.

„Eigentlich ſollte ich Euch törichten Kindern gründlich den Kopf waſchen," ſagte ſie, als Scholaſtika glücklich ins Bett gepackt war und ich, mit einem dicken Hauskaftan angetan, vor einem heißen Weinpunſch ihr gegenüber ſaß, „aber was könnte ich Ihnen ſagen, was Sie ſich nicht auch ſchon geſagt hätten! Die Vorwürfe, die wir uns ſelbſt über irgend eine Unklugheit im Leben machen, gehen ja doch tiefer und wirken länger nach als die ſchärfſten Worte, die wir von anderen zu hören bekommen. Selbſterziehung, das iſt der beſte Erfolg der Dummheiten, die wir begehen. Tadel von Fremden reizt höchſtens zum Widerſpruch und zur Beſchönigung der eigenen Fehler. Für diesmal hat das Schickſal nur ein bißchen mit Euch geſpielt oder Ihr mit ihm. Ein andermal könnten Sie härter angepackt werden! Nehmen Sie

ſich eine Lehre daran, Bernardo, und ſpringen Sie niemals in Kähnen herum, auch wenn Ihnen die ſchönſte Rokokodame gegenüberſitzt!"

Sie hatte die letzten Worte lachenden Mundes geſprochen und drohte mir mit dem Finger.

„Man darf keine Trauben im Juni pflücken und ſoll keine Sprünge machen, ehe man nicht feſten Boden unter den Füßen hat! Drum Haltung, mein Freund! Und Selbſtbeherrſchung! Und warten können! Verſprechen Sie mir das?"

Sie hatte mir ihre weiche, leiſe vibrierende Hand hinübergereicht. Ich ſchlug dankbar und reuig ein, löffelte eifrig meinen Punſch zu Ende, und die Sache war abgetan.

Und doch ſchien es, als ſei es ſeit dieſem Tage anders geworden in Monrepos. Etwas Fremdes hatte ſich eingeſchlichen zwiſchen Scholaſtika und mich. Voreilig und unerfahren wie ich war, hatte ich mir ausgemalt, wie das wäſſerige Abenteuer, mit ſeiner überſtandenen Gefahr und dem enggeſchmiegten Beieinander unter den Apfelbäumen, nun in der Seele des Mädchens weiterwirken und es mir, ſeinem Lebensretter, der es allerdings auch hineingeworfen hatte, ganz zu eigen machen müſſe. Aber das Gegenteil geſchah. Noch fühlte ich die

brennenden Küſſe, mit denen ich meine Leidenſchaft über ſie ausgeſtrömt hatte, und ſpürte das weiche Rund ihrer gelöſten Glieder in meinen umfangenden Armen und in den taſtenden Händen. Und nun ſchien nichts von dem allen in ihrer Erinnerung geblieben, oder wenn ich's mir recht überlegte, ſo war es vielleicht gerade dieſe Erinnerung, die ſie beſchämte und verwirrte und durch den Drang, darüber hinwegzukommen, ſie fremd und kühl gegen mich machte. Die Unbefangenheit des Zuſammenſeins war von uns genommen, und zum erſten Male im Leben dämmerte mir eine Ahnung, was es wohl mit dem Baum der Erkenntnis auf ſich habe und wie dem geweckten Begehren des Mannes die erwachte Scham des Weibes als ein Widerſtrebendes und ſchier Unbeſiegliches entgegentrete.

So wurde ich unruhig, gereizt und kopfhängeriſch und entfernte das unſicher gewordene Mädchen dadurch nur weiter von mir. Nur einmal, am Tage nach dem Begebnis, hatte ich zaghaft darauf angeſpielt und ſie gefragt, was denn geſtern im Waſſer ſo plötzlich über ſie gekommen, da ich ſie doch als eine gute Schwimmerin gleich ihren beiden Schweſtern und gleich der Mutter kannte. Vielleicht der Schreck oder eine kleine Schwäche oder irgend etwas ſonſt, ſie

wiſſe ſelbſt nicht was, hatte ſie kurz zur Antwort gegeben und ſich über ein Levkojenbeet gebeugt, das gerade am Wege ſtand. Alſo hatte ſie der Erinnerung ausweichen wollen, und ich hatte mir auf die Lippen gebiſſen und mich in die Büſche geſchlagen.

Was war es denn, was mich noch in Monrepos hielt, fragte ich mich ärgerlich und verdrießlich, und öfter und öfter begannen meine Gedanken und Wünſche über die weiße Parkmauer hinauszufliegen, wie Gretchen es an jenem unvergeßlichen Nachmittag genannt hatte. Ach! Aus dem zärtlich hingegebenen Gretchen, wie ich es in der Erinnerung ſah, war eine kühle und abweiſende Scholaſtika geworden, und Käthchens Worte unter den Reſedaſeſſeln fielen mir ein: Gretchen iſt hausbacken! Gretchen denkt an niemand als an ſich ſelbſt! Mit einer Art von ſelbſtquäleriſchem Vergnügen wiederholte ich mir: Gretchen iſt hausbacken! Gretchen denkt nur an ſich ſelbſt! und empfand es als Wonne, die Worte hart und gewichtig wie Felsblöcke auf das Grab zu wälzen, in dem ich meine früh verſtorbene Liebe zu ihr beigeſetzt hatte. Da ruhte ſie nun bis zum Jüngſten Tag. Ich aber wollte dem kindiſchen Schmerz, der beim Anblick des friſchen Grabes doch ſtets neu und ſchluchzend

in mir aufſtieg, als ſtarker Überwinder die Kehle zudrücken und wollte als ein Held von tauſend ungeborenen Taten, deren Kunde aus der Welt da draußen über die Mauer des Frühlingsgartens bis zu Scholaſtikas Ohren dringen ſollte, ſie noch dereinſt ſalzige Tränen weinen laſſen, daß ſie einen ſolchen Helden hätte den ihren nennen können und ihn durch eigene Schuld verloren hatte. Wie wollte ich den Triumph auskoſten, wenn ich, angetan mit der Siegerkrone des Lebens, vor die Parkpforte von Monrepos geritten käme, und Eli der Alte machte mir auf und Scholaſtika ſtünde da, reuig und gebrochen, und reichte mir geſenkten Kopfes die Hand aufs Roß und ich drückte ſie mild und herablaſſend in der meinen. Und vielleicht ... vielleicht würde dann aus der hartgeſtraften Scholaſtika doch noch das einſtige liebende Gretchen und ſie ſtürzte mir an die Bruſt .... Aber nein! Keine Vereinigung! Kein dauerndes Glück! Das hatte ſie ſich verſcherzt für immer! Ein Kuß! Ein letzter Gruß! Mein Roß ſcharrte den Sand, und wir ſchieden in Freundſchaft und Reſignation.

Mir ſchwindelte vor der Weite der Perſpektive wie vor der unendlichen Vielheit meiner Gefühle, und ſtolz erhobenen Hauptes — um ſo

ſtolzer, je näher ich Scholaſtika irgendwo wußte — wandelte ich zwiſchen Salatbeeten und Bohnenſtangen und ſpann den Faden meines Leides zu einem vielverſchlungenen, tauſendfältigen Gewebe, das es an Buntfarbigkeit getroſt mit den üppig überblühten Parkwieſen von Monrepos aufnehmen konnte.

In dieſen Tagen grübleriſcher Selbſtanklage, grollenden Unmuts, ſchneidenden Schmerzes, ſchweifenden Lebensdranges und einer dunkeln quäleriſchen Ahnung, als ſei meinem Bleiben in Monrepos ein nahes Ende geſetzt, in dieſen umwölkten Tagen von wilder Zerriſſenheit, die mir Erinnerung mit Roſenglanz und Morgenſchöne übergießt, gab einzig Frau Amalias warme ſinnenfreudige Nähe mir Troſt und Linderung in meinem Jugendfieber. Es war, als wüchſe mir ihre reife und frauliche Sympathie in dem gleichen Maße entgegen, wie ſich das Gefühl des Mädchens von mir entfernte, und als ſollte ich dem Verluſt der Tochter erſt den vollen Gewinn der Mutter verdanken. Und doch hatte ſie, deſſen erinnerte ich mich wohl, das erſte Keimen und Werden unſerer Neigung, all die hundert kleinen Anzeichen beginnender Annäherung, wachſender Anziehung, die ſich ihrem ſcharfen Frauenauge unmöglich verbergen konnten,

freundlich gehegt, verſtehend belächelt, ſchweigend zugedeckt, ohne eine Wallung kleinlicher Eiferſucht zu zeigen, wie es Frauen geringerer Art natürlich geweſen wäre, da ihr Herz doch ſchon bei der erſten Begegnung für mich geſprochen hatte. Aber vielleicht — ſo ſagte ich mir — hatte ſie dieſes ganze übertriebene und doch ſo ſüße, immer gleich unvernünftige Kinderſpiel von allem Anfang an in ſeinem Verlauf überblickt und ſein natürliches Ende vorausgeſehen, denn ihrem Scharfblick in allen Herzensdingen traute ich das Unmögliche zu und hätte mich nicht gewundert, die leiſeſten Regungen meiner Seele, die mir ſelbſt ganz unbewußt, von ihr gedeutet zu ſehen, als ſeien es die Linien meiner Hand und ſie eine Wahrſagerin, die daraus mein Schickſal zu leſen verſtünde.

Öfter als früher begegnete ich ihr auf meinen einſamen Streifereien durch ferne, vordem noch kaum gekannte Partien des Parks. Dann gingen wir nebeneinander her und verſpannen uns in immer neuen, wechſelnd hin und herſpringenden Geſprächen über tauſend Dinge des Lebens und der Welt, ſowie des eigenen Ichs. Obwohl ſie Kindheit und Jugend — ihre Wiege hatte in meiner Oberſtube unter den Reſedaſeſſeln geſtanden — Mädchenjahre und

Ehezeit und nun auch ihr frühes Witwentum in der Gartenstille von Monrepos verbracht und die Welt außerhalb der Parkmauer nur selten zu Gesicht bekommen hatte, war es ihr doch wie durch eine angeborene Sehergabe verliehen, alles Menschentum mitfühlend zu begreifen und die verschlungensten Pfade fremden Daseins verstehend nachzuwandeln.

„Sie werden ein schweres und kämpferisches Leben zu führen haben, Bernardo!“ sagte sie auf einem solchen Spaziergang zu mir — einem der letzten, deren ich mich entsinne —, als ich ihr wieder einmal alles Brodeln, Gären und Überschäumen meines Herzens ausgeschüttet hatte. „Denn Sie werden nicht nur mit der Welt ringen müssen, was ja keinem da draußen erspart bleibt. Sie werden noch mehr unter sich selbst und unter der Vielheit Ihres Wollens, Ihrer Ansprüche und Bedürfnisse zu leiden haben. Zersplitterung der Kräfte, das ist die größte Gefahr, die Sie bedroht. Sie werden sich selbst überfliegen wollen. Dabei überschlägt man sich allzu leicht. Hüten Sie sich vor dem Überschlagen, mein Freund!“

„Aber was ist der wert, der nie über sich selbst hinaus will!“ rief ich aufgeregt und durchsägte mit dem Arm die Luft nach alter Weise.

„Ich behaupte, der Menſch kann alles, was er will, er muß es nur auch mit Leidenſchaft wollen! Und nur, wer von vornherein mehr will, als er vielleicht kann, der wird am Ende überhaupt etwas können! Auf die Leidenſchaft des Wollens allein kommt es an!"

Frau Amalia wehrte lächelnd ab.

„O jugendlicher Brauſekopf! Auf die Sicherheit des Könnens kommt es an. Wer die kleinſte Tat vollbringt, ſteht größer da, als wer das Höchſte will und nicht kann."

„Niemals! Niemals!" ſchrie ich mit einer Stimme, die ſich ſelbſt überſchlug. „Was bedeutet vor dem Auge des Weltgeiſtes irgend ſo ein kleiner Könner, irgend ſo einer, der Maſche für Maſche abzählt und Schritt für Schritt, gegen den Menſchen, der nach den Sternen gegriffen hat und vielleicht dabei in den Abgrund ſtürzt! Nein! Nein! Tauſendmal nein! Leidenſchaft iſt alles in dieſer Welt! Und ſeit wann tritt Frau Amalia von Mitnacht gegen die Leidenſchaft auf?"

Ich hatte die letzten Worte wie aus einer Schleuder gegen meine graziöſe Begleiterin abgeſchnellt und wartete nun ſiegesbewußt, mit blitzenden Augen und vorgeſtemmtem Bein, auf den glorreichen Moment des Einſchlagens.

Frau Amalia war ſtehen geblieben und hatte ein verſchleiertes Lächeln auf den feinen wunderſam jugendreinen Zügen.

„Leidenſchaft iſt ſchön und mir nicht fremd," klang es von ihren Lippen. „Und auch nach den Sternen greifen iſt ſchön, wenn auch mehr Männer- als Frauenart. Aber wie nennen wir den, der nach vier Sternen gleichzeitig greift, mein Freund? Und glauben Sie, wer nach vier Sternen greift, wird ſich auch nur einen einzigen vom Himmel holen?"

„Vier Sterne zugleich?" wiederholte ich kopfſchüttelnd und unſchuldig, ohne den Spott zu merken, der in ihren Worten lag.

„Wer tut denn das?" wollte ich hinzuſetzen, als mir plötzlich Apollonia, Scholaſtika und Euphroſyne, das Dreigeſtirn, einfielen, und als vierter der Stern, der, im Augenblick ſie alle überſtrahlend, an meinem Himmel ſtand: Frau Amalia ſelbſt.

Ich wurde dunkelrot und fühlte den Boden unter meinen Füßen weichen.

„Nein, kein anderer Stern!" ſtammelte ich und glitt halb an ihrem duftigen Kleid nieder. „Kein anderer Stern! Nur Sie, Frau Amalia! Nur Sie allein!"

Ich heftete meine brennenden Lippen auf

das weiche kühle Fleisch ihrer lässig herunterhängenden Hände und drückte Stirn und Haar tief in das schmeichelnde Seidengespinst ihres Kleides, unter dem ich ihre schön geformten Kniee deutlich sich abzeichnen fühlte.

Sie ließ es ruhig geschehen, beugte sich leicht zu mir herab, so daß auch das Heben und Senken ihres atmenden Busens mir nah und näher kam und mich wonnevoll durchrann.

So verharrten wir ein Weilchen schweigend, auskostend, dem Augenblick ergeben. Dann erhob ich mich aus meiner halb kauernden Stellung, während sie meinen Kopf in ihre Hände nahm und ihn wie ein Kind an ihre Brust bettete.

„Werden Sie des Sterns gedenken, der über Ihrem Leben stand, ehe Sie von Monrepos gingen?" fragte sie mit einer leisen, verklingenden Melodie in der Stimme.

„Immer! Immer! Immer!" schluchzte ich aus tiefster Seele. Aber dann mit einem Ruck mich aufraffend:

„Ist es denn wirklich so weit? Sie sprechen, als sei der Tag schon da, wo ich fort muß von Monrepos."

Sie streckte den Arm aus und deutete auf die hohen Kronen der runzligen Eichen, die in

maleriſchen Gruppen auf dem ſanft geneigten Wieſenplan ſtanden.

„Wo iſt das helle Frühlingsgrün der Eichenwipfel, mein Freund? Die Bäume ſtehen dunkel und ernſt und mahnen zum Scheiden. Der Hochſommer iſt vor der Tür, und Ihre Stunde iſt nah, Bernardo.“

Sie ſeufzte leiſe und ſchwieg. Ein fremdes wie zeitloſes Rauſchen ging durch die dunkeln Kronen, und meine Seele war traurig bis zum Grund.

* * *

Einige Tage zogen in Bangen und Schweben vorbei und Johannistag kam. Am Morgen dieſes Tages, deſſen ich immer gedenken werde, ſah ich Frau Amalia beim Baden im Nymphenweiher. Ich war ihr und ihren Töchtern wohl ſo manchesmal hier im Waſſer begegnet, aber war es Zufall oder Abſicht, noch nie war mir ihr voller Anblick zuteil geworden. Stets hatte es ſich gefügt, daß ſie, in einen weiten Mantel gehüllt, aus dem Waſſer ſchlüpfte, wenn ich kam, oder im Waſſer blieb, bis ich ging. Vielleicht hatten auch die Reize der Töchter meine Augen von der ſchönen Mutter abgelenkt und mich undankbar dafür gemacht. In dieſen Tagen nun ſchien es, als habe Scholaſtikas ſicht-

liche Entfremdung von mir sie langsam auch von der Mutter entfernt, ja als teilten in einem unausgesprochenen Einverständnis die beiden anderen Schwestern das Gefühl der Dritten gegen ihre Mutter wie gegen mich und gingen gemeinsam ihre abgesonderten Wege, uns beide hinwiederum den unseren überlassend.

So mochte es kommen, daß ich am tauigen Morgen dieses Johannistages Frau Amalia zum ersten Male allein und unverhüllt am Nymphenteich traf. Ich hatte gerade hinter den Büschen meine Kleider abgeworfen und wollte nichtsahnend ins Wasser schnellen, als ich sie plötzlich in ihren weißen Mantel geschmiegt unter den Apfelbäumen in kurzer Entfernung mir schräg gegenüber auftauchen und ruhig zum nahen Uferrand hinabschreiten sah.

Ob der Mantel nicht endlich, endlich doch einmal fällt? dachte ich mir und hielt in bangem Erwarten den Atem an. Sie aber, als trüge mein Wunsch die Kraft sofortiger Erfüllung in sich, löste mit der Linken die Mantelspange über der Busenwölbung, während die Rechte das rötlich kastanienbraune Haar seiner Haft entband. Der Mantel sank rings an ihr herab, so daß es aussah, als steige ihr weißer Leib auf einem Postament empor, und im gleichen Augen-

blick strömte die Flut des gelösten Haars ihr über Schultern und Brüste hinab, meinen Augen einen Teil ihres Raubes wieder entreißend. Aber nicht auf lange! Eine jähe Bewegung des Kopfes nach rückwärts schleudert die rötlich flimmernde Fülle des Haares über die Schultern auf ihren gebührenden Platz, und die meisterhaft modellierte Fülle des Wuchses entschleiert sich mir ganz. Die befreiten Glieder atmen tief auf und dehnen sich in seligem Entzücken dem jungen Morgen entgegen, der sie mit rosigem Hauch übermalt. Die schlanken Arme breiten sich wie in fesselloser Lust über dem zurückgeworfenen Kopf. Straff und voll spannen sich die jugendfrischen Brüste über dem zierlich geformten Leib, zwei schwebende Monde über dem Erdenrund. Auf kräftigen ebenmäßigen Beinen sonnt sich im Frührot Eva, das erste Weib.

Ich aber, ein blöder tatloser Adam, noch diesseits des Baums der Erkenntnis, hielt mich zitternd hinter den Büschen versteckt und hörte die Ströme meines Bluts durch die Adern brausen, während meine Augen den Rhythmus ihres nackten Leibes tranken und tranken.

Jetzt ein Vogelruf durch die tiefe Stille. Das nie geschaute Bild da drüben löst sich aus seinem wachen Traum, die weißen Arme strecken

ſich vor, ſpitzen ſich zu, Kopf und Oberkörper beugen ſich weit hinaus. Ein Sprung! Ein Schlag! Und Eva iſt kopfüber in ihrem eigenen Spiegelbild verſunken.

Im nächſten Augenblick war ich mit einem Satz tiefer in die Büſche zurück, warf mich, ſo ſchnell ich konnte, wieder in meine Kleider und rannte ſpornſtreichs, wie ein ertappter und verfolgter Verbrecher, immer kreuz und quer ſpringend, durch die grüne Wildnis, bis ich angeſichts des Schlößchens Ruhe und Atem wiederfand und meine Schritte verlangſamte, um ſchließlich unbefangen, als ſei nichts geſchehen, an den drei frühſtückenden Mädchen vorbei, die Treppe und meine Oberſtube zu gewinnen.

Stunden waren vergangen. Im Hauſe herrſchte ein ſeltſames und drückendes Schweigen, während ich immer noch ruhelos durch meine Zimmer wanderte und mühſam gegen die Brandung ankämpfte, die das Erlebnis des Morgens in mir aufgewühlt hatte. Da hörte ich einen ſchweren polternden Tritt langſam Stufe für Stufe zu mir heraufſteigen und über die Vordiele wuchten. Es klopfte und die Tür öffnete ſich. Eli der Alte ſtand auf der Schwelle und lüftete das Sammetkäppchen.

„Junger Herr, es iſt ein Brief für Sie da.“

Obwohl dies nichts Seltenes war und das Hausfaktotum mir ſchon manchen Brief heraufgetragen hatte, ſo krampfte ſich mir doch das Herz vor Bangigkeit zuſammen, und ich griff, ſchwerer Ahnung voll, nach dem verſiegelten Schreiben. Es kam von meinem Vormund und kündigte mir mit langatmigen Gründen an, daß ich zur Ordnung dringender Familienangelegenheiten meinen Aufenthalt in Monrepos abbrechen und ſo ſchnell wie möglich nach Hauſe zurückkehren müſſe. An eine Rückkehr ſei vorderhand nicht zu denken, weshalb ich am beſten täte, alle meine Sachen zu packen und endgültigen Abſchied zu nehmen.

Ich ließ die Hand mit dem Schickſalsbrief ſinken und murmelte ganz zerknirſcht:

„Alſo fort! Fort! Fort für immer!“

„Ja, ja, junger Herr!“ nickte der Alte vor ſich hin. „Es iſt Johannistag heut. Wir haben den letzten Spargel geſtochen, und die Kirſchen ſind rot und prall. Machen Sie ſich fertig, junger Herr! Ihre Zeit iſt um!“ ....

* * *

Johannisabend war da! Ich hatte meinen leichten Kram zuſammengepackt. Koffer und Taſche ſtanden reiſefertig im Flur. Noch ein letztes Beieinanderſein ſollte mich mit den Damen

des Hauſes vereinigen. Ein kurzer fröhlicher Abſchied ſollte gefeiert werden, ſo war es Frau Amalias Wunſch. Dann in der nächſten Morgenfrühe, wann alles noch ſchlief, wollte ich weg.

Ein lauer lichter Sommerabend träumte über Wieſe und Hain, über Garten und Haus. Wir ſaßen zu ebener Erde unter dem Verandaſäulenbau rings um den runden Familientiſch. Die Windlichter brannten ruhig und gleichmäßig. In den Gläſern blinkte die Erdbeerbowle. Aber wie leicht und flüchtig der Wein auch perlte, über uns allen lag die Dumpfheit der Stunde und machte uns einſilbig, wortkarg, verſonnen. Ein jedes ſchien ſeinen eigenen einſamen Gedanken nachzuhängen. Die unſichtbaren Drähte, die uns ſonſt verbunden hatten, ſchienen zerſchnitten, zerriſſen. Wie einzelne ſchwere Regentropfen in laſtender Gewitterſchwüle, ſo fielen die Worte, hörten auf, tropften von neuem. Aber ſtatt Erleichterung zu bringen, ließen ſie die Atmoſphäre, die uns umgab, nur um ſo drückender erſcheinen.

Eine Kriſtallſchale mit dunkelroten heiß duftenden Roſen ſtand auf dem Tiſch. Aus der nächtlichen Dämmerung des Gartens ſandte der blühende Holunder ſeinen ſtarken würzigen Atem. Lindendüfte miſchten ſich drein.

Ein jedes der Mädchen hatte ſich mit Blumen geſchmückt. Apollonia trug roten Mohn in dem blauſchwarzen Haar, Scholaſtika einen Strauß von weißen Roſen im Gürtel ihres mattlila Kleides. Euphroſyne hatte einen bunten Feldblumenkranz auf das wirre Haar gedrückt. Frau Amalia ſelbſt, mit dem weißen fließenden Gewand und den blutenden Feuernelken auf der ſanft atmenden Bruſt, war in reifer ſommerlicher Schöne anzuſehen.

Meine Augen ſtreiften zu ihr hinüber, hingen ſich an Wurf und Falten ihres Kleides und zogen darunter den ach! ſo unvergeßlichen Linienfluß ihrer Glieder nach. Wenn Blicke ſprechen, ſtammeln, jubeln, liebkoſen, bis zur letzten Hülle entkleiden und beſinnungslos taumelnd umfangen konnten, ſo taten mein Blicke dies alles jetzt und ſtürmten über die Regenbogenbrücke der Phantaſie in Frau Amalias entrückten Liebesgarten.

Mir war, als ſei ich an dieſem einen Tage zwiſchen Morgen und Abend um Jahre gereift und als müſſe ich mit zuſammengebiſſenen Zähnen, durch die geſammelte Kraft meines Willens mir zurückerzwingen, was ich des Morgens am Weiher faſt ſchon in Atemsnähe gehabt und als ein blöder Tor mir hatte entſchlüpfen laſſen.

Wie ein heißer brodelnder Sprudel ſtieg

es aus nächtiger Tiefe in mir auf und wollte mir faſt die Bruſt zerſprengen. Ich mußte mir Luft machen, mußte mich aufbäumen gegen das Unausſprechliche, das uns allen die Zunge band, mußte irgend etwas hinausſchreien in die zwingende Stille, und wenn es das Unpaſſendſte und Ungereimteſte von der Welt war.

„Hier geht es ja wie bei einem Leichenbegängnis zu!“ rief ich und ſah mich herausfordernd um.

„Vielleicht iſt es auch ſo,“ meinte Apollonia mit ihrer tiefen klagenden Altſtimme. „Vielleicht wird auch jemand begraben!“

„Meine Jugend wird begraben!“ rief ich mit einer großen Gebärde und fühlte mich in dieſem Augenblick ſo jahrhundertalt, daß mir ob meiner eigenen Tragik das helle Waſſer aus den Augen rann.

„Meine Jugend wird begraben!“ wiederholte ich, während mich ein kalter Schauer überlief, und ſtürzte ein großes Glas Erdbeerbowle hinunter.

Frau Amalia, die mir gerade gegenüber in ihrem roſa Seidenſeſſel lehnte, hatte ein ſchalkhaft mokantes Lächeln um die Mundwinkel.

„Unſer törichter Freund iſt jung wie Adam im Paradies und bildet ſich ein, ſeine Jugend

zu begraben! Was ſoll dann eine alte Dame wie unſereins ſagen?"

Ihre Worte ſchienen nur ſo leicht hingeworfen und klangen mir doch merkwürdig anſpielungsreich und bedeutungsvoll. Die Szene von heute früh trat mir mit Blitzesſchnelle wieder vor die Seele. Ich errötete zu meinem Ärger bis hinter die Ohren und ſetzte, um es zu verbergen, das Bowlenglas an den Mund.

„Ach Sie, Frau Amalia, Sie!" rief ich hinter meinem Glaſe und fuhr mir mit der Hand durchs Haar. „Sie ſind ja die Jugend ſelbſt! Wie können Sie jemals altern!"

„Wiſſen Sie das ſo genau, mein Freund?"

Unter ihren Augenwimpern hatte es heiß und verräteriſch aufgeleuchtet. In dem Strahl, der mich traf, war etwas, was mir die Sinne benebelte. Oder war es der Wein, der ſeine Wirkung tat?

„Ja, ich weiß es!" beteuerte ich aus tiefſtem Grund. „Ich weiß es, ſo wahr heute morgen die Sonne ſchien und die Vögel ſangen!"

Meine Augen flammten triumphierend zu ihr hinüber und genoſſen die Wonne, ſie nun ihrerſeits an Stirn und Wangen, wenn auch nur mit einem leiſen Hauch, erröten zu ſehen.

Sie warf mir abermals einen ſchnellen,

fragenden, gleichſam kundſchaftenden Blick zu und fächelte ſich dabei die heißen Wangen mit dem Spitzentaſchentuch. Ich antwortete mit Blicken, die wie Reiterſcharen gegen ſie anſtürmten und wie ſchmetternde Fanfaren dahergingen. Sie ſchien alles zu erraten, ſenkte anmutig hilflos den Kopf und zog ſich in ihren Seſſel wie in eine uneinnehmbare Feſtung zurück.

„Ach, was wollen wir von ſo traurigen Dingen wie Alter und Tod reden!“ ſagte ſie nach einem Augenblick mit einer nachläſſigen Geſte. „Das einzige, was wir heute vielleicht begraben, das iſt der Frühling. Und der kehrt ja wieder.“

„Aber ich kehre nie wieder!“ ſagte ich mit einem trotzigen Aufſtampfen des Fußes. „Was nützt es mir, daß andere den Frühling hier ſehen werden! Was nützt es dem, der ſterben ſoll, zu wiſſen, daß andre noch nach ihm leben werden! Das macht das Sterben und Abſchiednehmen nicht leichter! Die Welt und der Frühling und dieſer Garten, das iſt alles nur einmal für den, der es gerade hat!“

„Die Welt und der Frühling und dieſer Garten ſind immer für den, der ſie einmal hatte!“ ſagte Apollonia und zog die ſchwarzen Brauen auf der ſchön gebildeten klaſſiſchen Stirn zuſammen.

„Nein! Nein! Nein!“ wehrte ich heftig ab und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten. „Was vordem war und was nachher kommt, das iſt alles Rauch und eitel Dunſt! Nur dieſer Augenblick iſt unſer! Alles andere iſt keinen Groſchen wert! Alſo trinken wir auf den Augenblick, der unſer iſt! Auf dieſen letzten im Frühlingsgarten von Monrepos!“

Ich wollte mein neu gefülltes Glas erheben, aber Euphroſyne, die bisher geſchwiegen hatte, nur durch das hin und her huſchende Lächeln auf den nervöſen Zügen ihre Anteilnahme verraten hatte, packte mit einem Griff meinen Arm.

„Halt! Halt! Sagen Sie mir nichts gegen das, was kommt! Sonſt könnten Sie ſich die Rache von Atropos auf den Hals ziehen. Und Sie wiſſen, wer die zum Feinde hat . . .“

Sie hielt wie drohend inne und blitzte mich mit ihren Meeresaugen an. Ich aber ſah wehmutsvoll den ſonnenſchönen Frühlingsvormittag, wo ſie mich mit dem Fluch der komiſchen Muſe bedacht und das Sandfaß auf mein Verſegekritzel geſtülpt hatte.

Plötzlich, wie Erinnerung ſo ihre Flügel breitete, fiel mein Blick auf die immer noch ſtumm daſitzende Scholaſtika. Ein tiefer nagender brennender Schmerz ſtieg in mir auf, daß dies

zauberhafte Menſchenbild mit dem Märchenſchein um die Stirne einmal mir gehört hatte und mir nun für immer verloren ſein ſollte. Durch eigne Schuld! Durch meine eigne Schuld! Ein unendliches Mitleid mit dem verlaſſenen Mädchen und mit mir ſelbſt, der es verließ, erfüllte mich ganz. Aber was mir über die Lippen trat, war ein fremder feindlicher Ton, aus Trotz und Erbitterung gemiſcht.

„Und was ſagt Fräulein Scholaſtika zu dem allen?“

„Scholaſtika träumt und ſchweigt,“ antwortete Euphroſyne ſtatt der Angeredeten und lachte ſchnippiſch auf.

„Und wovon träumt Fräulein Scholaſtika?“ fragte ich mechaniſch weiter, halb zu dieſer, halb zu Euphroſyne gewendet.

„Vielleicht von unſerer Ururahne, die's beſſer hatte als ein armes verratenes Erdenkind von heute!“

Wieder hatte Euphroſyne für Scholaſtika geantwortet und ihr anzügliches Lachen dazu angeſtimmt.

Ich ſah, wie die großen dunkeln Augen des ſchweigenden Mädchens ſich mit Tränen füllten. All das himmelſchreiende Unrecht, das ich ihr angetan, trat vor mich hin und klagte

mich an. Ich hätte ihr zu Füßen fallen und sie um Verzeihung bitten mögen. Aber da begegnete ich dem lächelnden, wissenden Blick Frau Amalias, und sofort trieb ein boshafter Dämon, über den ich keine Gewalt hatte, mich an, nun erst recht mich in Positur zu werfen und vor mir selbst und noch mehr vor den Frauen Komödie zu spielen.

„Wir sind alle arme verratene Erdenkinder!" rief ich mit einer wegwerfenden Gebärde. „Der eine verrät und der andere wird verraten, und dann verrät wieder der andere den einen! Es ist immer das alte Spiel. Geben Sie mir die Hand, Fräulein Gretchen, und trinken Sie mit mir auf das Gedächtnis Liselottes von Merenberg und ihres Kurfürsten mit dem Doppelkinn, der ihr zu guterletzt den Kopf abschlagen ließ."

Ich wollte mit Scholastika über Euphrosyne weg, die neben mir saß, anstoßen, aber Frau Amalia fiel mir verwundert in die Rede.

„Was ist das für eine blutige Geschichte vom Kopfabschlagen?"

„Ja, ist es denn nicht wahr, daß das Fräulein von Merenberg zuletzt aufs Schafott gemußt hat?" fragte ich ganz verdutzt und wandte mich geärgert zu Euphrosyne, in deren Gesicht es spitzbübisch verwegen wetterleuchtete.

„Freſſen Sie mich nur nicht, Prinz Brauſepulver!“ ſagte ſie lachend. „Ich habe Sie ein bißchen gruſelig machen wollen.“

„Alſo, es iſt nicht wahr?! Sie haben mich angelogen?!“

„Ich habe Sie angelogen! Gewiß, mein Prinz! Aber wäre es nicht viel ſchöner, wenn es wahr wäre und unſere pikante Urgroßmama hätte wirklich auf dem Schafott geendet, ſtatt in ihrem ſeidenen Himmelbett?“

Ich wandte mich gereizt von ihr ab und grollte vor mich hin.

„Übrigens hat es mit dem Klecks ſeine Richtigkeit,“ fuhr ſie fort. „Nur bezieht er ſich nicht auf Liſelotte von Merenberg, ſondern auf ihre Vorgängerin. Die hat der verrückte Kurfürſt hinrichten laſſen, als er unſere Urgroßmama nahm. Alſo Blut iſt auf alle Fälle im Spiel!“

Ich ſah ſie ungläubig an und dann fragend zu Frau Amalia hinüber. Aber die hatte wieder ihr ſchalkhaftes verſchleiertes Lächeln, und es war nicht zu erkunden, ob man mich mit dem Klecks zum beſten hatte oder nicht.

„Ich werde nächſtens überhaupt nichts mehr glauben!“ murrte ich und ſchüttete zur Tröſtung ein neues Glas der immer beſſer ſchmeckenden Bowle in mich hinein.

„Bravo!“ lachte Fräulein Euphroſyne und klatſchte in die Hände. „Nehmen Sie ſich das als Lehre ins Leben mit! Wir werden es in Monrepos ebenſo machen und auch keinem Menſchen mehr Glauben ſchenken! Ich werde es jedenfalls anders halten als Klotho und Lacheſis! Ich werde über niemand weinen, mein Prinz! Ich will, daß andre über mich weinen ſollen!“

Unſer alter feiſter Gartenmaulwurf ſchnaufte heran und flüſterte Frau Amalia ins Ohr. Sie nickte mit dem Kopf, erhob ſich und folgte ihm ins Haus.

Sonderbar, wie mir die Sinne zu wirbeln begannen! Mir war, als trüge der Alte einen ſcharlachroten Mantel um die ſtämmigen Schultern, und aus der Gartenſenſe, vor der ich Blumen und Gräſer in Schwaden hatte hinſinken ſehen, ſchien mir ein Richtſchwert geworden. Und war das noch Frau Amalia von Mitnacht, die da ſchwebenden Schrittes hinter ihm ging? War es nicht vielmehr das Fräulein von Merenberg, wie ich es von dem Porträt über meiner Lagerſtatt ſo gut in Erinnerung hatte? So manches Mal hatte ich ſinnend davor geſtanden, wenn es draußen in den Kaſtanien und Ulmen rauſchte, und hatte mich in die lächelnden Augen, die

mich zu beobachten, zu verfolgen ſchienen, in die verlangenden Lippen, in den halb entblößten gefälligen Buſen verſenkt, als vermöchte mein inbrünſtiger Wunſch dies alles noch einmal zum Leben zu erwecken. Und nun ſah ich mein längſt verſtorbenes, zu Aſche zerfallenes Traumliebchen leibhaftig in Fleiſch und Blut erſtanden, aber nur auf einen einzigen flüchtigen Augenblick, und ehe meine Hände den Augenblick faſſen, ihn halten konnten, war ſie hinter ihrem voranwatſchelnden Henkersknecht durch die Falltüre des Hochgerichts verſchwunden, um noch einmal ihren zierlichen Hals auf den Block zu legen und das Richtſchwert durch die Luft ſauſen zu hören.

Eine urgewaltige und weltengroße Rührung über die grauſame Blindheit und Unvernunft des Lebens brandete in mir gleich einer dunkeln See und ſtieg höher und höher gegen mich an, den einſamen Mann, der am Ufer ſtand und dieſe ganze ſchaurige und unbegreifliche Tragödie über ſich kommen ſah.

Ich blickte zu Gretchen hinüber, die mit gekreuzten Armen und erſtarrten wie toten Augenſternen noch immer der Ferne zu gehören ſchien. Vielleicht ſtand auch ſie am Ufer einer ebenſo dunkel brandenden See und durchlebte die gleiche

Tragödie wie ich, und wir waren Leidensgenoſſen und konnten uns zum letzten Male die Hände drücken, ehe wir für ewig auseinandergingen.

„Haben Sie über mich geweint, Gretchen?“ ſtammelte ich und wiſchte mir über die feuchten Augen. „Ja, weinen Sie, Gretchen! Weinen Sie nur! Weinen Sie über mich und über ſich und über unſer Leben! Es iſt ja doch alles ein einziger Brei!“

Ich hörte eine ſchrille Lache dicht neben meinen Ohren und erkannte Euphroſynes ſchmetternden Ton. Aber als ich mich zu ihr wandte, um ihr die Handknöchel zu preſſen, daß ſie ſchreien ſollte, erblickte ich ſtatt ihrer die ernſte dunkle Apollonia an meiner Seite, und Euphroſyne ſchien irgendwo im Nebel zu verſchwimmen.

Scholaſtika hatte ſich erhoben und trat auf mich zu. Ich richtete mich unſicher in meinem Seſſel empor und reichte ihr die Hand. Einen kurzen Moment, vor dem Scheiden auf immer, ruhten unſere Blicke ineinander, als müſſe ein jedes das Bild des andern für die Ewigkeit feſtzuhalten ſuchen.

„Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“

Uns beiden ſtanden die Augen voll Waſſer. Sie neigte den Kopf und ging von dannen.

Ich ſah die zarte ſchlanke Geſtalt über den erleuchteten Hausflur verſchwinden.

Es war zu Ende. Ich warf mich in den Seſſel zurück, griff nach dem Glaſe und fühlte dicke Tränen in meine Bowle kullern.

Frau Amalia kam wieder. Eli der Alte, der ſeinen Scharlachmantel und das Richtſchwert abgelegt hatte und wieder als uralt zeitloſes Hausfaktotum einherging, trug ihr eine verſtaubte, weinlaubbekränzte Flaſche und zwei Gläſer auf einem Tablett nach.

Frau Amalia hatte eine heitere Majeſtät auf den lichten Zügen, während der Alte die Flaſche entkorkte und aus breiten Nüſtern ſchnobernd die Gläſer vollſchenkte. Ein lieblicher, unendlich zarter und feiner Blumenduft ſchwebte über den Tiſch und durch die Veranda hin, ganz ähnlich dem, den ich in meiner Oberſtube, unter den Reſedaſeſſeln, geatmet hatte.

Ich war ein wenig wacklig aufgeſtanden. Meine ſchöne holdſelige Freundin erhob ihr Glas zu dem meinen.

„Der Wein iſt über ein Jahrhundert alt. Meine Urahne hat ihn gebaut und gekeltert. Es darf keiner von Monrepos ſcheiden, der nicht von ihm gekoſtet hat. Er ſoll Jugend und Glück bringen, wie man ſagt. So trinken Sie ſich

Jugend und Glück, mein Freund Bernardo! Möge Ihr Leben wie der Frühlingsgarten von Monrepos sein! ... Auf das Sonntagskind!"

Wir stießen unsre Gläser zusammen. Es gab einen hellen silbernen Glockenklang. Ich sah noch, wie meine Freundin über den Glasrand weg ihr Auge liebkosend über mich gleiten ließ, ehe sie trank. Mein Auge begegnete taumelnd dem ihren und umfing sie von Kopf bis zu Fuß. Ich setzte den Kelch an die Lippen und trank ihn, Auge in Auge, Zug um Zug, mit ihr leer. Ein Glas zerschellte auf der Porphyrfliese neben uns am Boden. War es das meine? War es das ihre? Die Bilder des Lebens zerrannen in Dunst. Meine Sinne schwanden.

* * *

Es war tief in der Nacht, als ich zu erwachen glaubte. Ich fühlte, daß ich in meinem breiten prunkhaften Kurfürstenbett lag. Aber irgend etwas schien mich im Bann zu halten, so daß ich mich nicht rühren noch regen konnte. Nur meine Hände tasteten dunkel über die Decke, und meine Augen öffneten sich halb und starrten um sich. Ein schräger Strahl des späten Mondes blinzelte durch den Fensterladen hinüber zur verschlossenen Tür meines Wohnzimmers, in

deren Schatten ich die dunkeln Umriſſe einer Geſtalt zu erblicken glaubte. Ich ſtrengte meine Augen ſo weit ich konnte an, um deutlicher zu ſehen. Ich wollte meinen Oberkörper erheben, aber der Bann drückte mich in die Kiſſen nieder. So lag ich mit ſehenden Augen und gelähmten Gliedern und lauſchte auf das, was kommen würde.

Der Mond war weitergegangen und lugte über meinen Bettpfoſten weg. Gleichzeitig löſte ſich die Geſtalt aus dem Dunkel der Türfüllung und ſchwebte näher zu meinem Lager hin.

„Wer iſt da?“ ſtöhnte ich wie unter einem ſchweren Alb.

„Ich bin's, mein Freund!“

Die Stimme klang ſüß und melodiſch, und ich erkannte ſie wohl. Es war die Stimme des Fräuleins von Merenberg, wie ich ſie ſo manches Mal in meinen Träumen vernommen hatte.

„Kommſt du zu mir?“ fragte ich, und alle Bangigkeit war von mir gewichen.

„Ich komme zu dir,“ klang es weich und verlangend zurück.

Mich durchſchütterte es und ich raffte mich mit einem gewaltſamen Ruck in die Höhe. Da ſtand im Mondlicht, wie von einer Blendlaterne beleuchtet, die wonnevolle Geſtalt, die ich heute früh am Weiher geſehen. Der weiße Mantel

ſchmiegte ſich eng und verräteriſch um die blühenden Glieder. Die linke Hand neſtelte an der goldenen Spange, die das durchſichtige Gewebe über der Buſenwölbung zuſammenhielt. Die Rechte, hoch über dem Kopf erhoben, löſte die Haft des Haars. Die rotbraune Flut ſank rücklings über die weißen Schulten hinab, und aus dem niedergleitenden Mantel wie aus Erdfalten empor ſtieg nackten ſchimmernden Leibes im Mondenlicht Eva, das erſte Weib.

„Biſt du's? Biſt du's?" jubelte ich ihr entgegen und richtete mich hoch empor.

„Ich bin's, mein Freund! Ich bin die Jugend! Ich bin das Glück!"

Ich dehnte meine Arme in einer nie gekannten, unendlichen Luſt, und all die weiße quellende Weibespracht ſank mir mit einem letzten verhauchenden Seufzer an die Bruſt.

„Ich bin die Liebe! . . . Ich bin das Glück!"

Kühle, umfangende Arme zogen mich nieder. Seidenweiches, duftiges Haar rieſelte um mich und ſie, und das Mondlicht deckte uns zu.

* * *

Als ich erwachte, leuchtete heller, klarer Frühſchein ins Zimmer. Eli der Alte ſtand an meinem Bett und rüttelte mich an der Schulter.

„Stehen Sie auf, junger Herr! Der Wagen wartet! 's iſt an der Zeit!"

Ich rieb mir die Augen und ſah zu meiner Seite. Das Lager war leer. Hatte ich gewacht oder geträumt? Ich erfuhr es nie. Ich zog mich an, während der Alte mit ſeinem Tonnenbauch geſchäftig hin und her watſchelte und mir behilflich war.

Ich warf einen letzten Blick nach dem Bild meiner Dame aus dem Rokoko. Es lächelte, verſchleiert und wiſſend zugleich, von der Wand auf mich hernieder. Wer dieſes Lächeln hätte ergründen können! Vielleicht war ihm der finſter gebietende Mann an ihrer Seite auf die Spur gekommen und hatte an meinem Roſenholztiſch mit einem kurzen Federſtrich das Urteil darüber vollzogen. Vielleicht ... aber wer wollte die Rätſel löſen, die ſich aus dieſen Monden und Tagen und aus der in allen meinen Sinnen nachſchwingenden Nacht um meine Seele ſchlichen.

Vielleicht iſt alles nur Traum und holdſeliger Jugendwahn geweſen, dünn wie Spinnenfäden, in der Sommernacht gewoben, zart wie der Mondſtrahl, der um die nackten Glieder meiner ſchönen Frau Eva rann. Ich habe es niemals ergründet und erfahren.

Ich habe auch niemanden von ihnen allen

wiedergeſehen. Nicht die hohe Apollonia. Nicht Euphroſyne, die wilde. Nicht Scholaſtika mit den Wunderaugen. Nicht Frau Amalia, die Unvergeßliche ſelbſt. Sie alle ſind wie vom Erdboden fortgeweht mitſamt Eli dem Alten und ihrem Frühlingsgarten. Denn als ich nach zwanzig Jahren wieder an die Stätte kam, wo ich nach vier Sternen auf einmal gegriffen und um vier ſchöne Frauen zugleich geworben hatte, um endlich in der Johannisnacht der ſchönſten von ihnen allen in den Schoß zu ſinken, da ſchüttelten die klugen Leute, die ich nach Monrepos fragte, bedenklich den Kopf und ſagten, ich müſſe den Frühlingsgarten wohl anderswo ſuchen gehen, denn hierzulande habe es niemals ſo etwas gegeben.

Mir aber klingen zeitlebens die letzten Worte im Ohr, mit denen das Traumbild ſich zu mir neigte:

„Ich bin die Jugend! Ich bin die Liebe! Ich bin das Glück!“

Der Kämpfer

(Fertig!)

1891

ehen Sie, ich lebe nur noch aus Neugierde. Ich will nur wiſſen, was noch wird. Und wegen meiner Jungens natürlich auch. Aber ſonſt ... Sie können mir glauben, wenn ich jetzt umfiele, hier auf der Stelle, und wäre tot ... Mir könnte gar nichts Beſſeres paſſieren. Ich will nur Ruhe haben. Vollſtändige Ruhe! Und die hat man dann. Davon bin ich überzeugt. Ich weiß das ſogar. Wirklich! Das glauben Sie mir wohl nicht?"

„O gewiß, gewiß, Herr Heyn! Ich perſönlich ... ich ſtimme Ihnen vollkommen bei. Ich bin auch überzeugt. Natürlich wiſſen ...?"

„Ja, ich weiß das. Meine Erfahrungen haben mir das bewieſen. Aber abgeſehen davon ... Ich will nichts mehr denken. Das hält mich noch allein aufrecht, daß man dann nichts mehr denkt. Das wäre ja fürchterlich, noch einmal ... Aber das iſt ausgeſchloſſen. Ja, und dann die Zukunft! Die intereſſiert mich

noch. Schließlich, nichts als Neugierde! Neugierde!“

Er ſprach in gewöhnlichem Ton, ohne eine Spur von Tuerei. Seine Stimme klang leiſe, wie immer, mit einem leichten nervöſen Zittern. Bei jedem Schritt, den wir nebeneinander taten durch die Dunkelheit, griff der Knotenſtock in ſeiner Rechten weit aus und ſetzte ſich mit einem feinen metalliſchen Aufſtoß wieder auf den Kies der Chauſſee. So Schritt um Schritt, Schritt um Schritt, eine Weile, während wir ſchwiegen.

Aber in mir raunte und redete es von der Menſchenmiſere und von der unendlichen Überflüſſigkeit alles Lebens, und die Muſik des Stockes und der Klang unſerer Schritte auf der Chauſſee brachten den Taktſchlag, den Schickſalstaktſchlag in die Melodie meiner Gedanken. Und ich betrachtete meinen Genoſſen von der Seite, dem dieſe Erkenntnis wahr und wirklich geworden war, ein Selbſtverſtändliches und Notwendiges, das er gerade ſo hinwarf, aus der Fülle ſeiner Überzeugung und der gewonnenen Reſultate, wie einer, der das auch noch tauſendfach anders ausdrücken kann, aber ſich mit dieſer einen Gabe begnügt, aus Überdruß oder Müdigkeit oder weil's ihm ſchließlich auch gleichgültig war.

Und ich ſelbſt . . . Ich ſelbſt ging hier neben ihm und wünſchte noch etwas und wollte noch etwas, und das Leben winkte mir noch, und ich kam mir ſo eigentümlich grün und jung vor neben dieſem kaum dreißigjährigen Mann, der fertig war, ſo ganz fertig und reif zur Ruhe. Höchſtens, daß ihn noch die Neugierde reizte, die Neugierde ſo ganz im allgemeinen.

Es überſchauerte mich wie Hauch aus einer fremden Welt, und ich blickte mich um in der Dunkelheit, nach Menſchen gleich mir und meiner Art. Da zogen ſie, vor und hinter uns, in Scharen und Pärchen oder allein. Ungewiſſe Geſtalten im Flackern der ſpärlichen Laternen, hier und da am Chauſſeerand. Hinter uns war das Toben des Bocks verbrauſt, von dem wir heimſchritten, unheilige Karfreitagsgäſte. Eine Straßenbahn ſchwankte an uns vorbei, vollgepfropft bis zum Dach. Hallo und Gelächter verhallten in der Nacht. Rufe flogen uns zu. Aber wir hielten uns ſchweigſam und ſchritten fürbaß.

Und die Miſere des Lebens drückte wieder auf meine Seele, ſtärker noch als vorher. Zwiſchen zwei Mühlſteinen verrieb es mich, zwiſchen dem Taumel und dem Überdruß, und ich wußte mir keinen Ausweg, wie ich dieſen beiden entrann.

Waren das wirklich die Angeln, in denen die Welt sich dahinwälzte, nach Schicksalsschluß?

Da schrie es in mir auf: „Warum tobst du nicht auch wie die da? Warum trankst du nicht wie die alle und sogst den Saft der Stunde? Was willst du überhaupt?! Sinnlos! Zwecklos! Und ich biß die Zähne zusammen und wehrte mich gegen den Wahnsinn, der mich angrinste.

So zogen wir vorüber an den ersten Vorstadthäusern und kamen auf die Höhen über den Bahnhofsgeleisen von Westend. Zahllose Laternen flammten unter uns, rote und grüne, blaue und weiße, ein blitzendes Lichtmeer. Lokomotiven schnaubten, Pfiffe schrillten. Auf den stählernen Schienen rollte das Leben. Und in der Ferne, in der ganzen Weite des Nachthimmels vor uns, breitete sich ein rötlicher Dunst und Nebel, welcher die nächtliche Weltstadt kündete, in ihrer heißen Nähe und dem feurigen Atem. Über den unendlichen Häuserzeilen, die wir dort unten ahnten, hingen dick geballte Wolkenmassen, finster verschwommen gegen den feurigen Dunst, wie Rauchknäuel über lohendem Weltbrand.

Da erwachte mein Genosse aus seinem Schweigen, und er erzählte mir von den wechselnden Wegen, auf welche sein Schicksal ihn geworfen, und von der Unrast, die ihn gehetzt

wie einen Hund, von früher Jugend bis zu dieſem Tage. Er erzählte erſt ſtockend und langſam, dann ſchneller und lebhafter, aber immer mit der gleichen, leiſen Stimme und dem nervöſen Zittern, daß man die innere Bewegung merkte, und wie jedes Wort erkauft war mit ſeinem Fleiſch und bezahlt war mit ſeinem Blut.

„Sehen Sie, an mir iſt herumexperimentiert worden, von Kind an. Erſt mein Vater und meine Lehrer und nachher . . . dann hat es das Leben beſorgt. Und das hat's am beſten verſtanden. Sie wiſſen doch, daß ich Theologe werden ſollte?"

„Sie Theologe? Nicht möglich? Sie?"

„Ja, ich war in Darmſtadt auf dem Gymnaſium. Meine Angehörigen wollten ſo recht was mit mir zuſtande bringen. So recht eine Stütze des Staats und der Geſellſchaft. Mein Vater war Offizier in holländiſchen Dienſten geweſen."

Ich nickte.

„Ich war damals ſehr fromm. Ich nahm mir alle möglichen kleinen Sünden zu Herzen. Ich war fürchterlich gewiſſenhaft. Betete zum Beiſpiel peinlich mein Morgen- und Nachtgebet, und was ſo Geſchichten mehr waren. Mit der Hölle hab' ich mich viel abgeplagt. Aber darauf kam's

meinen Verwandten nicht an. Sie wollten einfach mit mir renommieren. Ich ſollte etwas vorſtellen. Vielleicht Hofprediger werden undſoweiter. Aber ich kam nicht vorwärts. Das wollte mir abſolut nicht in den Kopf, das Griechiſche und dann dies ſchreckliche Auswendiglernen! Dieſe Regeln! Wenn ich daran denke! Ich nahm das alles viel zu ſchwer. Natürlich gab's alle möglichen Reiberein mit den Lehrern, und das Ende vom Lied war, daß ich einem eine Ohrfeige wiedergab. Er hatte mich immer ſchlecht behandelt. Schließlich ohrfeigte er mich. Ich war damals in Tertia. Ich ließ mir das nicht gefallen, und ſo kam's denn. Natürlich mußte ich weg. Mit dem Theologen und dem Hofprediger war's vorbei.

Ich hatte einen fürchterlichen Krach mit meinem Vater — und dann ſollte ich Offizier werden. Ich kam in ein Kadettenhaus und ſollte mich vorbereiten. Aber damit war's auch nichts. Ich war ſchon viel zu eigenſinnig. Offizier werden wär' mir ſchon recht geweſen. Ich war damals junkerlich bis zum letzten Faden. Das war ja auch ganz natürlich. Immer die Einflüſſe von Hauſe! . . . Und dann den ganzen Tag draußen ſein und reiten! Reiten, das machte mir Spaß! Aber das Lernen paßte mir

nicht mehr. Es war schon zu viel mit mir probiert worden. Na kurz, ich kam da auch nicht weiter. Natürlich war ich nun schon eine halb verbummelte Existenz.

Wär' ich da bloß in einen praktischen Beruf hineingekommen! Aber ich lebte ja in einer Atmosphäre! Das alles war ja meinen Verwandten nicht gut genug. Mein Vater wollte noch einen letzten Versuch mit mir machen. Nach seiner Art. So brachte er mich in eine Reitschule in Göttingen. Ich weiß nicht, wie er sich das dachte. Ich sollte nachher in die Karriere als königlicher Stallmeister kommen. Bei irgendeiner Gelegenheit sollte ich so einem hohen Tier vorgestellt werden, vielleicht meine Kunst zeigen, und dann würde sich das schon machen. Denn auf das Reiten verstand ich mich.

Ich lag natürlich den ganzen Tag auf dem Pferde. Das war mein Element! Hätte ich mir träumen lassen, was noch alles aus mir werden sollte! Anschauungen hatte ich damals! Anschauungen! Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Es stellte sich heraus, daß ich nicht königlicher Stallmeister werden konnte. Dazu werden nur Offiziere genommen oder wurden genommen, was weiß ich! Mein Vater hatte das nicht gewußt. Wir hatten uns nie ver-

ſtanden. Er hatte allerlei Pläne mit mir gehabt. Jetzt war's damit wieder nichts. Er gab mich ſo halb und halb auf. Nun konnte ich was Praktiſches werden.

Ich war damals neunzehn Jahre alt. Wir hatten einen Verwandten, einen Gutsbeſitzer in Heſſen. Zu dem wurde ich geſchickt. Ich mußte ſeine Leute beaufſichtigen. Na kurz und gut, ſo etwas wie Inſpektor! Ich war alſo mit einem Mal Landwirt.

Wie mir das vorkam! Nun ganz allein! Der Mann war ein anſtändiger Menſch. Aber er hatte abſolut keine Zeit, ſich mit mir zu befaſſen. Er hatte noch alle möglichen Ämter und Nebenſtellen. Wir ſahen uns nur beim Eſſen. Kaum da. Wir hatten eigentlich gar keine Beziehungen. Ich war alſo ganz allein mit meiner Wenigkeit. Ich lernte natürlich nichts. Höchſtens, was ſo von ſelbſt kam. Und dann die Einſamkeit! Meilenweit kein Menſch! Wenigſtens nicht, was mir ſo ſchien. Die Leute verſtanden mich nicht und ich ſie nicht. Es waren auch noch zwei Kollegen da. Ein Oberinſpektor, und ein anderer. Aber mit denen kam ich auch nicht recht aus. Ich war das anders gewöhnt. Ich muß damals ein fürchterlicher Menſch geweſen ſein. So war ich alſo auf mich allein

angewieſen. Wie ich damals die Welt anſah! Ich glaub's manchmal ſelbſt nicht mehr.

Natürlich kam ich auf alle möglichen Gedanken. Junger Menſch! Da lernte ich alſo meine ſpätere Frau kennen. Sie war Wirtſchafterin auf dem Gut. Ich ſah ſie alle Tage. So ziemlich das einzige weibliche Weſen, das in Betracht kam. Und man war zwanzig Jahre alt! Sie ſiebzehn. Und die hübſche Nationaltracht! Ich verliebte mich eigentlich in die Tracht ... Ja, Sie lachen!"

„O, nein, durchaus nicht, bitte ſehr! Ich begreife das vollkommen. Ich kann mir das ſo gut vorſtellen. Ich freue mich nur, wie Sie das alles ſo erzählen! So alles in dem gleichen Ton! Als ob das alles gar nichts ſei! Und dabei doch wieder .... Man könnte die Fäuſte ballen! Aber bitte, weiter!"

„Ja, das ſagen Sie! Mir war das damals auch gar nichts. Wir verlobten uns einfach. Ich wollte ſie ſchlankweg heiraten. Als ich das nach Hauſe ſchrieb, da war der Teufel los. Natürlich ſetzte ich erſt recht meinen Kopf auf. Hätte man mich irgendwie darauf aufmerkſam gemacht, wie ich mir das eigentlich dachte! wovon wir leben wollten! wie das werden ſollte! Wer weiß, ob ich mich nicht beſonnen hätte!

Aber da kennen Sie meinen Vater schlecht. Kein Wort von so etwas! Von vernünftigem Vorstellen! Bloß Flüche und Vorwürfe! Mein Stand und ihr Stand! Enterbung und Verstoßung und solche Scherze mehr! Natürlich hielt ich nun erst recht fest.

Da kam mir der Gedanke mit Amerika. Ich stellte mir das in den glänzendsten Farben vor. Es konnte mir gar nicht fehlen. Meine Frau stimmte mir bei. So zogen wir los. Drüben heiratete ich sie. Und hinter mir warf mein Vater mir seinen fürchterlichsten Fluch nach. Es ist damals ein Dokument aufgesetzt worden, worin ich feierlichst enterbt wurde. Mich ließ das alles kalt. Mit meinem Vater war ich fertig."

„Und wie stehen Sie heute zu Ihrem Vater?"

„O, ganz gut! Natürlich, ich war nicht untergegangen. Ich brachte sogar noch Geld mit. Was denken Sie sich, das imponierte doch meinem Vater! Solchen Leuten imponiert nur der Erfolg! Er hielt es für seine Pflicht, äußerlich wieder anzuknüpfen, und ich kam ihm entgegen. Aber wir sind uns fremd. Er weiß, was ich von ihm halte. Das sind alles Vorurteile, mit der Vaterliebe und sonst! Ich kenne

keine Vaterliebe! Ich kenne nur noch die allgemeine Menſchenliebe und vielleicht die Mutterliebe! Vielleicht! Ich bin mir noch nicht klar, ob das nicht auch nur Egoismus iſt. Aber alles andere iſt Vorurteil!

Vorurteile! Ja, die brachte ich genug mit nach drüben. Das iſt der Vorteil, wenn man rauskommt, in ein fremdes Land. Sie glauben gar nicht, wie mir das hier alles verbarrikadiert vorkommt! Jetzt! Mir iſt das alles ſo klar. Ich begreife gar nicht, daß die Leute das nicht einſehen. Aber damals war ich ſelbſt ſo vollgepfropft mit Vorurteilen. Das mußte ich alles über Bord werfen. Wenn ich zurückdenke, wundre ich mich, daß ich nicht untergegangen bin. Es hat auch ein paarmal nicht viel gefehlt.

Zuerſt fingen wir ein Barbiergeſchäft an. Denken Sie ſich, aufs Geratewohl ein Barbiergeſchäft!

Wir blieben in New York. Engliſch konnte ich nicht. Meine Frau natürlich auch nicht. Ich hatte von Hauſe noch tauſend Dollar mitbekommen, als Reiſegeld. Mein Vater war ja froh, daß er mich los war! So, als letzte Abfindung! Die gingen natürlich drauf. Nach drei Monaten waren wir fertig. Und dann ging erſt das Leben los. So lang waren wir

ja Bourgeois geweſen, immer noch Europäer. Aber dann kam's! Dann kam's . . .!"

Mein Genoſſe atmete tief auf, während wir ſchon durch die menſchenleeren Straßen von Charlottenburg ſchritten und unter unſeren Sohlen das Pflaſter klirrte, daß die Häuſer den Klang zurückwarfen, die dunkeln Häuſer mit ihren erloſchenen Fenſtern gleich ſtieren Augen. Und mein Nachbar erzählte weiter in ſeiner gedämpften Art und ſchwenkte ſeinen Stock, und das dumpfe Dröhnen unſerer Schritte geleitete uns.

„Ich weiß, was das heißt, Proletarier werden! Ich hab' das kennen gelernt, wie man ſo allmählich vertiert! Wenn ich abends nach Hauſe kam, von der Arbeit, in der erſten Zeit legte meine Frau immer eine weiße Decke über den Tiſch, das Eſſen ſtand auf der Decke, und Teller und Meſſer und Gabeln dabei. Da waren wir noch bürgerlich angehaucht. Da mußte noch alles nach was ausſehen. Sonſt fühlten wir uns nicht wohl. Aber nachher kam für die weiße Decke ein Wachstuch, und dann blieb das auch weg. Das Eſſen ſtand auf dem bloßen Tiſch in einer Schüſſel, und ich fuhr mit dem Löffel hinein und aß mit einer Gier! Da macht man keine Umſtände, wenn man den ganzen

Tag auf dem Gerüſt geſtanden hat. Da wird einem alles gleich. Bloß ſatt werden! Satt werden! Ich ſchlang das herunter, und wenn ich voll war, ging ich ins Nebenzimmer und warf mich aufs Bett. Manchmal brannte ich mir noch eine Pfeife an und las in 'ner deutſchen Zeitung. Aber ſchließlich auch das nicht mehr! Kaum lag ich, dann ſchlief ich und gleich durch bis zum Morgen. Und am Morgen ging's von neuem los. Ja, da ſah ich erſt, was das Leben war! Da lernt' ich's erſt von der richtigen Seite kennen! Das muß man durchgemacht haben! Und dann keine Ausſicht, daß es mal anders wird! Proletarier bleiben!"

„Ja, da liegt's," warf ich ein. „Proletarier bleiben! Was waren Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich polierte zuerſt. Aber damit war nichts zu verdienen. Das wird ſchlecht bezahlt da drüben. Was blieb mir weiter übrig! Ich verſtand ja nichts. Ich war froh, daß ich dabei ankam. Ich war ja ſo ſchrecklich unpraktiſch! In jeder Beziehung! Ich fand mich furchtbar ſchwer in das Leben! Auch mit der Sprache und meinen Kollegen! Das machte mir alles ſolche Schwierigkeiten, mich da hineinzufinden! Das waren die Früchte meiner Erziehung. Erſt allmählich ging mir das auf. Ich mußte das alles erſt lernen,

eigentlich von der Pike anfangen. Die einfachsten Handgriffe! Dabei kam ich nicht weiter. Ich war zu schwerfällig, das ganze System ekelte mich an. Diese wahnsinnige Konkurrenz! Dies gegenseitige Übertölpeln! Dies Ducken nach oben und Drücken nach unten! Das wurde mir alles viel schwerer als den anderen. Ich empfand alles so schrecklich! . . .

Ich wehrte mich, so lang es ging. Aber ich kam nicht weiter. Bis mir das Wasser am Halse saß. Ich hatte die Wahl, unterzugehen oder es zu machen wie die anderen. Mit meinem Lohn als Polierer war nicht zu leben. Meine Frau hatte eine Stelle als Aufwärterin, nachher als Dienstmädchen. Aber das half auch nicht viel. Da war guter Rat teuer. Das Schiff war am Versinken.

Aber ich hatte schon ausgelernt. Ich sah, wie's die anderen machten. Ich war schon geschmeidiger geworden. Ich sagte mir: Jetzt machst du noch einen letzten Versuch. Wenn der mißglückt, dann gibst du's auf. Aber frech! frech! . . . Ich wußte, daß Lackierer besser bezahlt wurden. Es wurde damals viel gebaut. Auf den Neubauten braucht man Lackierer. Wissen Sie, zu den Türen und Fenstern und so weiter. Ich hatte keine Ahnung, wie man

das macht. Aber warum ſollte ich das nicht ebenſo gut können wie die anderen? Sie ſehen, ich paßte mich ſchon an.

Ich ging einfach zu einem Unternehmer, es war ein fürchterlicher Schinder, und fragte, ob ich eine Stelle als Lackierer bekommen könne. Er fragte mich: „Haben Sie ſchon lackiert?" „Verſteht ſich," antwortete ich, „ſonſt ſtünd' ich nicht hier." „Wo?" fragte er. „Da und da," ſagte ich und wußte natürlich, daß er nicht nachfragen würde. „Wieviel verlangen Sie?" fragte er. „Unter ſieben Dollar die Woche kann ich's nicht machen." „Schön," ſagte er, „ſollen Sie haben, aber leiſten Sie nichts, werden Sie entlaſſen." „Verſteht ſich," ſagte ich und ging. Die Stelle hatte ich alſo.

Am nächſten Morgen trat ich an. Ich ſah ſo'n bißchen von der Seite, wie's die anderen machten, und fing an. Erſt ſo, dann ſo. Das ging ja. Aber neben mir ſtand einer, der war hingeſetzt, aufzupaſſen. Den kaufte ich mir. Ich horchte ihn erſt ein bißchen aus. Er ſchien zugänglich. Ich gab ihm Schnaps und verſprach ihm die Hälfte von meinem Wochenlohn der erſten Woche. Dafür zeigte er mir die Handgriffe. Schwer war das ja nicht. Man mußte es nur wiſſen. Ich hatte das bald kapiert,

und nach vier Wochen lackierte ich, als wenn ich nie was Anderes getan hätte.

Ich blieb da ziemlich lange. Zuerſt dachte ich jeden Tag, ich werde hinausgeworfen. Der Unternehmer paßte auf wie'n Luchs. Jeden Abend ſtellte er ſich vor den Ausgang, wenn wir von der Arbeit 'rauskamen, und entließ die Untauglichen. In Amerika gibt's keine Kündigung. Sie wiſſen nie, ob Sie nicht morgen auf dem Pflaſter ſitzen. Das gehört mit zum Syſtem. Vollſtändige Freiheit zum Verhungern! Es hat ja auch ſein Gutes. Wenn's einem nicht gefällt, geht man. Man iſt wenigſtens nicht gebunden ... Der ſtellt ſich alſo vor den Ausgang und zeigt mit dem Finger: „Sie können gehen, und Sie gehen und Sie und Sie." Auf mich zeigte er aber nicht. Da bekam ich Mut. Holla, dachte ich mir, du mußt doch was leiſten, der entläßt dich nicht. Ich wunderte mich über mich ſelbſt. Aber das machte mich ſicher. Ich drang ſchon mehr in das Syſtem ein. Ich ſah, wie es gemacht wird. Ich fing an, rückſichtslos beiſeite zu ſtoßen, was mir im Wege ſtand. Ich ſagte mir, entweder du trittſt oder du wirſt getreten ... Tja, es blieb mir nichts anderes übrig. Es tat mir innerlich ſelbſt leid, wenn ich ſo einen armen Kerl beiſeite ſtoßen mußte, der

doch dasſelbe Recht hatte, wie ich. Aber da gab's keine Kameradſchaft. Verdienen! Verdienen! Das iſt das Syſtem! Daraus reſultiert alles, da treibt immer einer den anderen! Leben iſt das gar nicht zu nennen! Alles iſt auf gegenſeitige Übertrumpfung eingerichtet. Jeder ſieht im anderen ſeinen Todfeind, der ihm die Dollars wegſchnappt. Einer überhetzt immer den anderen.

Wiſſen Sie auch, daß ich gedacht habe, ich bin im Begriff verrückt zu werden, oder ich bin's ſchon?!

Aber ich überwand das auch. Und ſchließlich fand ich Gefallen an dem Treiben. Dann wurde ich immer ſicherer. Ich verlangte eine Lohnerhöhung und bekam ſie. Ich lernte vor allem, meine Verdienſte ins richtige Licht ſetzen. Natürlich ging das nur auf Koſten der anderen. Aber man wird zur Beſtie! Und dann lernte ich, niemals ſo tun, als könnte ich etwas nicht. Ich ſah, daß es nur darauf ankam, frech zu ſein. Da war ich ſchon auf dem beſten Wege.

Ich ging dann bald von meinem erſten Chef weg und kam zu einem von ſeinen Konkurrenten. Der hatte mich lange haben wollen. Da machte ich einen Hauptkoup. Es war gemein, aber es half mir. Ich mußte irgend was machen, was mich weiter brachte. Wenn

die anderen nicht darauf kamen, war das ihre Schuld. Sie hatten die vollständige Freiheit dazu.

Sie sehen, ich war schon ganz im System drin. Ich war den anderen schon über. Die Türen wurden gewöhnlich zweimal lackiert. Aber der richtige Glanz kommt erst bei der dritten Lackierung. Bei Tage war dazu keine Zeit. Wir hätten sonst nicht das vollständige Quantum zustande gebracht. Ich ging also bei Nacht hin und lackierte mein Teil noch ein drittes Mal über. Wir hatten natürlich Mondschein. Wenn sie trocken waren, zeigte ich dem Chef meine Türen. „Sehen Sie, die sind von mir, und nun vergleichen Sie die mal mit den anderen!" Der Unterschied war natürlich klar. Das imponierte ihm. Selbstverständlich hatte niemand eine Ahnung, daß ich nachts hinging.

Das setzte ich eine Zeit fort. Das half mir durch. Ich wurde da Werkführer. Da war ich schon über das Gröbste hinaus. Ich sparte schon Geld."

„Und wie ertrug Ihre Frau das alles?" fragte ich.

„Meine Frau? Ja, das war noch das Schlimmste. Das Schlimmste hab' ich überhaupt noch gar nicht erzählt. Das kam noch erst. Unser Verhältnis war zuerst ganz erträg-

lich. Natürlich ſah ich bald, daß das alles nicht ſo war, wie ich mir gedacht hatte. In New York ſah ſich das ganz anders an, als auf dem Gut meines Onkels in Heſſen. Meine Frau war ungebildet, aus einfachen Verhältniſſen. Ihre Eltern waren gewöhnliche Bauersleute. Aber die Frauen haben ja ſo einen Takt. Sie eignete ſich das alles ziemlich ſchnell an, äußerlich. So lange ſie geſund war, ging es. Und wir ſahen uns auch nicht viel. Die erſten Jahre fanden wir uns ab. Ich bedachte auch immer, daß ich doch eigentlich die Urſache war, und wie ſchwer ihr das alles werden mußte. Sie hatte ſich das wahrſcheinlich auch anders vorgeſtellt.

Wir ſollten das erſte Kind bekommen. Das war gerade, als ich mal längere Zeit ohne Arbeit war. Es war abſolut nichts zu finden. Es war eine fürchterliche Kriſis, beſonders auch im Baugeſchäft, und wir ſaßen wohl Tauſende auf dem Trocknen. Nun gerade in der Zeit! Es kam nichts und kam nichts. Die paar Spargroſchen gingen drauf, und ich ſollte meine Miete bezahlen. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen. Ich ging in ein Abzahlungsgeſchäft, machte eine kleine Anzahlung und bekam dafür Möbel. Die verkaufte ich dann

wieder, und ſo hatte ich vorläufig etwas Geld. Bis zur nächſten Abzahlung hoffte ich wieder etwas zu finden. Ja, es blieb mir nichts anderes übrig, wenn wir nicht auf die Straße wollten. Ich bezahlte meine Miete, und ſo konnten wir wenigſtens die Geburt abwarten. Das koſtete auch noch Geld. Das Kind wurde totgeboren, und meine Frau litt fürchterlich.

Und nun ſtanden wir vor dem Nichts. Wenigſtens mit dem Abzahlungsmenſchen fand ich mich ab. Er war anſtändig und ſtundete mir, bis ich Arbeit hätte. Aber der Wirt warf uns zum Hauſe hinaus. Da ſaßen wir! Meine Frau vermietete ſich als Amme in einer jüdiſchen Familie, es waren Deutſche. Und ich ... Ich kam bei einem Bekannten unter, einem Reſtaurateur. Ich wohnte im Keller und ſchlief ſo halb auf den kahlen Flieſen. Es war im Winter. Ich fror fürchterlich und hatte nichts oder wenig zu eſſen. Damals hatte ich den Gedanken, mich aus der Welt zu ſchaffen. Ich war ſehr nahe daran. Ich war's ſatt und dachte nicht, daß ich nochmals aufkommen würde.

Ich weiß eigentlich ſelbſt nicht, warum ich's nicht getan habe. Vielleicht habe ich an meine Familie gedacht. Ich nahm mir vor, es noch einmal zu verſuchen.

Eines Tages ging ich auf der Straße. Es war ein großer Auflauf. Mitten drinnen saß ein Mensch und zeichnete nach einer Photographie. Alles starrte und gaffte. Man konnte die Porträts gleich mitnehmen. Ich dachte mir, das kannst du auch. Ich ging und übte mich zwei Tage im Zeichnen. Dann fing ich auch an. Ich hatte bald Zulauf. Nach einiger Zeit hatte ich ein Stück Geld verdient. Davon konnte ich doch wieder menschlich leben. Ich hatte das nicht mehr gedacht. Es war mir auch gleich. Ich arbeitete nur noch mechanisch. Aber ich hatte Glück.

Ich bekam meine frühere Stelle als Werkführer. Die Zeiten hatten sich gebessert. Ich kam wieder in das System. Als Werkführer war ich auch schon so ein kleiner Unternehmer. Die großen Unternehmerfirmen, die oft ganze Stadtviertel bauen, übertragen ihren Werkführern wieder mehrere Häuser. Man bekommt eine Summe ausgesetzt, davon muß man die Löhne und das Material bestreiten. Was man erübrigt, ist der Profit. Die Firma hat wieder ihren eigenen Profit. Nun muß man das herausschinden an den Löhnen und am Material, überhaupt an den Herstellungskosten. Je schneller gearbeitet wird, desto besser. Zeit ist Geld.

Einer überarbeitet den anderen. Vorher war ich ſelbſt ausgenutzt worden. Jetzt nutzte ich meinerſeits aus. Wenn man erſt ſo weit iſt, hat man Ausſichten. Darum drängt ſich auch alles nach dieſen Stellen. Dabei wird immer verdient.

Ich machte es wie alle anderen. Ich benutzte das Syſtem. Ein Arbeiter überhetzte immer den anderen. Jeder bekam ſein Haus. Ich ging zu dem einen ins eine Haus und ſagte: „Du, dein Kollege im anderen Haus iſt ſchon weiter.“ „So,“ ſagte er, „ſchon weiter? Da muß ich mich auch dranhalten“, und arbeitete wie wahnſinnig. Dann ging ich zu dem im anderen Haus und ſagte: „Du, dein Kollege da wird wohl eher fertig werden. Arbeitet ſchneller!“ Natürlich arbeitete der noch wahnſinniger, und ſo einer immer mehr als der andere.

Ich verdiente ſo nach und nach an tauſend Dollars. Das war mein einziger Gedanke. Geld! Geld! Geld! Ich lebte nur für die Dollars. Ich war ſchon ſo ziemlich Amerikaner. Ich hatte noch manchmal Anwandlungen, aber immer ſeltener. Ich wußte, daß das eigentlich kein Leben war, daß ſo langſam alles in mir erſtickt wurde. Ich konnte das ganz genau verfolgen. Aber das Syſtem hielt mich feſt. Ich

kam nicht los. Wenn ich nicht wieder alles auf's Spiel ſetzen wollte, mußte ich mit. Und je mehr ich hatte, deſto größer war die Gefahr, daß mit einem Schlage alles wieder verging. Alſo mußte ich noch um ſo mehr dahinter ſein. Darin liegt die Konſequenz des Syſtems. Man muß das erfaßt haben. Man endet als Millionär oder als Lump auf der Straße. Vorher wiſſen kann man es nie. Aber es läßt einen nicht los, das Räderwerk. Bis zum letzten Augenblick iſt man nicht ſicher. Und mittlerweile erſtickt alles in einem. Das hatte ich vor Augen.

Aber ich hatte mich ſchon damit abgefunden. Ich dachte mir, dein Leben iſt doch verpfuſcht! Egal iſt's doch! Jetzt willſt du wenigſtens als reicher Mann ſterben! Deine Kinder ſollen nicht in die Tretmühle gehen!

Es glückte mir auch weiter. Ich trat nachher in ein Geſchäft für Mahagonifabrikate ein. Wir beizten billiges Holz und verkauften es für Mahagoniholz. Einmal war die Beize ſchlecht geraten. Das Holz war hell geblieben. Das war ein großer Schaden. Es handelte ſich um einen bedeutenden Poſten. Ändern ließ ſich's nicht mehr. Da kam ich auf den Gedanken: wir verkaufen das als weißes Mahagoniholz. Mein Chef war ganz glückſelig über den inge-

niöſen Einfall. Das Holz ging reißend ab. Weißes Mahagoniholz! Denken Sie ſich, die Seltenheit! Das Publikum war genasführt, und wir hatten den Profit. Das Syſtem hatte ſich wieder glänzend bewährt. Was konnten wir dafür! Warum war das Publikum ſo dumm! Mein Chef bedauerte nur, daß er nicht noch mehr von dem weißen Mahagoniholz hatte.

Dann bekam ich ein Anerbieten als Häuſeragent. Ich ſtand im Solde einer Baufirma und mußte etwaigen Käufern die Vorzüge der Häuſer ins glänzendſte Licht ſetzen. Ich habe auch einer ganzen Anzahl ſolche Häuſer angedreht. Ich wußte die Leute zu nehmen. Das hatte ich gelernt. Man ſpekuliert auf jede Blöße. Da ſetzt man ein. Die Menſchen ſind überhaupt weiter nichts als Zahlen, mit denen man zu rechnen hat. Wer das am beſten verſteht, hat ſie alle im Sack. Darin liegt die ganze Moral des Syſtems. Darum dreht ſich alles. Sie ſehen, der Begriff Menſch hat da gar keinen Platz. Aber wozu auch? Wenn man nur verdient!

Ich verdiente auch wirklich. Es ging mir gut. Aber ich hatte keinen Spaß mehr dran. An nichts! Als ich ungefähr zehn Häuſer verkauft hatte, machte mir mein Chef den Vorſchlag, als Kompagnon einzutreten. An

dem Tage, als ich unterſchreiben ſollte, ſtarb meine Frau."

„Ihre Frau?" fragte ich erſchreckt. „Und wie war das mittlerweile geworden?"

Ja, dieſe letzten Jahre waren ſchrecklich. Seit der Geburt hat ſie ſich nicht wieder erholt. Ich ſagte Ihnen doch, daß ſie in der jüdiſchen Familie Amme geworden war. Nach einigen Wochen bekam ſie das Fieber. Es hieß, die Milch ſei ihr zu Kopf geſtiegen. Sie konnte nicht mehr nähren. Das Kind wurde krank. Die Leute warfen mir vor, ich hätte von der Krankheit meiner Frau gewußt. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt. Trotzdem nahmen ſie ſich ihrer an. Sie hatten ſie gern und ſchafften ſie auf ihre Koſten ins Krankenhaus. Ich konnte ja nichts tun.

Sie lag anderthalb Jahre. Als ſie wieder herauskam, war ſie vollſtändig gebrochen. Mit einundzwanzig Jahren! Die Ärzte ſagten, ſie wird nicht wieder geſund! Es kann morgen zu Ende ſein. Es kann auch noch ein paar Jahre dauern. Vorherſagen läßt ſich das nicht. Das waren die Folgen der Geburt und der Not zugleich. Sie hatte ein unheilbares Nierenleiden. Sie kränkelte und kränkelte. Natürlich war ſie reizbar und verdrießlich, wie alle Kranken. Tolſtoi

hat recht, die Liebe ist weiter nichts als Sinnlichkeit! Sinnlichkeit und Egoismus, das sind die Grundlagen, auf denen jedes Zusammenleben beruht. Jeder Teil sucht seinen Vorteil. Fällt das weg, dann wird die Ehe zur Hölle.

Allmählich fing ich an, meine Frau zu hassen! Wenn ich sie ansah, stieg es mir auf! Ich konnte sie nicht essen sehen! Jede Bewegung war mir widerlich, die sie machte! Ich haßte sie, wie meinen Todfeind! Aber ich zeigte ihr das nicht. Ich durfte ihr es nicht zeigen. Sie konnte doch nichts dafür. Das wollte heraus und schrie! Aber ich hielt ihm den Mund zu und bändigte es!

Das dauerte vier Jahre! Allmählich kam ich auf den Standpunkt, da sagt man nichts mehr. Ich hatte gar nicht mehr das Bedürfnis. Ich war ganz abgestorben. Wir lebten so nebeneinander. Das einzige waren die Kinder. Es waren trotz allem noch zwei gekommen. Ich hatte abgeschlossen. Ich hatte keinen Wunsch mehr und keine Leidenschaft. Auch die Dollars machten mir nicht mehr Spaß. Da starb meine Frau. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Sie hat nie erfahren, wie mir eigentlich zu Mut gewesen ist! Ich hab' ihr das wirklich verheimlicht . . .!"

„Wie ſind Sie eigentlich zurückgekommen?“ fragte ich nach einer Pauſe.

„Wie geſagt, ich ſollte gerade den Kontrakt als Kompagnon unterſchreiben. Ich hatte die Wahl, in Amerika zu bleiben oder nach Deutſchland zurückzugehen. Blieb ich da, dann riskierte ich, daß eines Tages alles umſonſt geweſen war. Man kann da ſeiner Sache nie ganz ſicher ſein. Ich mußte dann vollſtändiger Amerikaner werden. Ich mußte den Kriegszuſtand in Permanenz erklären. Das wenige, was ich noch vom alten Menſchen hatte, ging dann auch drauf. Aber das war mit einemmal wieder aufgewacht. Und dann wollte ich meine Kinder in Deutſchland erziehen laſſen.

Ich entſchloß mich kurz, brach meine Beziehungen ab und kam zurück. So bin ich hier. Es lebt ſich hier beſſer, trotz aller Vorurteile, die man in Kauf nehmen muß. Mein Vermögen iſt nicht groß. Dazu war ich nicht lang genug drüben. Das ſollte erſt noch kommen! Aber es konnte ebenſogut verloren gehen! Für die nächſten Jahre reicht's hin, und für die Erziehung meiner Jungens. Nachher bin ich fertig. Dann hab' ich nichts weiter zu tun.“

„Und erwarten Sie wirklich nichts mehr vom Leben?“

„Nein! Das System dort drüben hat mich ruiniert. Dies verfluchte System, das die Menschen zu Bestien macht! Ich bin mir jetzt vollständig klar darüber, auch theoretisch. Sie wissen, ich beschäftigte mich sehr viel damit. Ich will nur wissen, wie das mit dem System noch wird. Darum interessiert mich die Zukunft. Nennen Sie es Neugierde oder wie Sie wollen! Ich bin dahin gekommen, keinem Menschen mehr was vorzuwerfen! Ich begreife alles. Ich verstehe alles. Ich halte mich nur an das System. Das muß weg! Das möchte ich noch erleben! Sonst ist mir alles gleich. Dies niederträchtige System . . .!"

Und er hielt meine Hand und drückte sie in der seinen und schritt von dannen, gesenkten Kopfes. Ich aber stand und blickte der untersetzten Gestalt nach, lange, lange, in die Dunkelheit, darinnen sie untertauchte, tiefer und tiefer.

Doktor Sieverings Heimfahrt

1908

Der Schnellzug, mit dem Doktor Sievering, der Syndikus einer großen rheiniſchen Induſtriegeſellſchaft, nach dem Nordoſten fuhr, war ſchwach beſetzt. Zwei Damen in Trauer, eine ältere und eine junge, hatten Sievering ſtundenlang gegenüber geſeſſen und vor ſich hingeſtarrt, nur zuweilen ganz leiſe miteinander geflüſtert, ohne aufzuſehen oder ihm einen Blick zuzuwerfen. Dann waren ſie lautlos und ſchattenhaft verſchwunden, wie ſie erſchienen waren. Wann und wo, wußte Sievering eigentlich ſelbſt nicht. Er hatte geſchlafen oder gedämmert, eingelullt von dem unermüdlichen Zweiklang der Räder.

Später hatte ein großer, breitſchultriger Herr in Jagdjoppe und Pelzmütze ſich vor ihn hingepflanzt. Er hatte den Doppelſtutzen aufrecht zwiſchen die Kniee geſtemmt und wirbelte dicke, graue Rauchwolken aus ſeiner kurzen Jägerpfeife in die Luft. Dazwiſchen tiefe

Schlucke aus der Feldflasche, die ihm auf den riesigen Brustkasten herunterbaumelte und ein paar dröhnende Worte hinüber zu Sievering, über die hundemäßige Kälte der letzten Nacht. Sievering hatte mit stummem Kopfnicken den gebotenen Ball zurückgegeben, und die Rädermelodie war ungestört und einförmig weitergeflossen.

Nach einer Stunde ein kurzes Halten an einem kleinen Bahnhof, der verloren in weiter Schneeeinsamkeit dastand. Der Jagdpächter oder Gutsbesitzer hatte militärisch kurz gegrüßt und war mit seinem Gewehr und seiner Feldflasche hinausgestampft. Der stählerne Zwiegesang der Schienen und Räder hatte wieder eingesetzt.

Verschlafen blinzelte der trübe Novembernachmittag in das einsame Kupee. Sievering sah in die bleiche Winterwelt hinaus, durch die der Schnellzug weiter und weiter nach Nordosten jagte. Ein braunes, welliges Heideland, von einer kargen, zerschlissenen Schneedecke ärmlich überzogen. Schwarze Kiefernkuppen schwangen sich drohend wie Granitfelsen gegen ein wildzerrissenes Wolkenmeer am Horizont. Hie und da tauchte inmitten windschiefer Dächer ein spitzer Kirchturm auf und verschwand im Fluge. Ein fahles Nordlandlicht war über dem allen ausgegossen.

Sievering blickte unverwandt hinaus, die Augen auf die Scheiben geheftet. Allmählich schien er sich selbst stillzustehen, indes die Bilder da draußen fiebernd schnell vorüberzogen. War das nicht wie mit einem gut angezogenen Parkettbesucher, der sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnt und halb geschlossenen Auges auf dem weißen Bühnenrahmen gespenstische Landschaften dahinhuschen sieht? Und saß nicht der gleiche Parkettbesucher ebenso gleichmütig und unberührt wie vor den Bildern des Raums auch vor denen der Zeit? Vor jener bunten, scheinbar zusammenhangslosen Szenenfolge, die den Einheitstitel Menschenleben führt, und deren stummer und unsichtbarer Held doch eben wieder er, der Zuschauer im Parkett, ist? Wo war denn eigentlich der Unterschied zwischen dem jungen, schmalwangigen, ahnungsschweren Studenten, als der er auf demselben Schienenstrang den umgekehrten Weg ins Leben hinausgezogen war, und dem reifen, wohlbeleibten, illusionslosen Großindustriellen, als der er nach einer Abwesenheit von fast drei Jahrzehnten den Weg in die alte, halbvergessene Heimat zurück machte? Bestand überhaupt ein Unterschied zwischen den beiden Wesenheiten, dem Ich von heute und dem von damals? Nein! Im innersten Kern, und für

dieſen Augenblick: nein! So wenig, wie der Zuſchauer, der ſeinen Platz im Parkett einnimmt, ein anderer geworden iſt, wenn er ihn nach zwei Stunden wieder verläßt. Wenn aber dreißig Jahre das Ich unberührt gelaſſen hatten, mußte nicht das Gleiche für fünfzig, hundert, tauſend Jahre gelten, und war ſomit nicht bewieſen, daß das Ich über aller Zeit ſtand? Daß es zeitlos, mit einem Wort unſterblich war!?

Sievering ſchrack zuſammen. Der Zug hatte vor einer größeren Station gebremſt und fuhr langſam ein. Er lächelte über ſich ſelbſt. Philoſophiſche Anwandlungen! Klebten dieſe Eierſchalen immer noch an ihm? Hatte die Scheuerbürſte des Geſchäftslebens noch nicht ganze Arbeit gemacht?

Siebenundzwanzig Jahre war es her, ſeit er die Straße hier hinausgefahren war, um ſeines Zeichens ein Philoſoph und womöglich der geiſtige Erlöſer dieſes geiſtverlaſſenen Säkulums zu werden. Siebenundzwanzig Jahre! Was für eine Ewigkeit das! Und wenn man's recht beſah, doch wieder nur ein Augenblick, wie ein Atemzug! Aber der Atemzug hatte genügt, um aus einem verſtiegenen Schwärmer einen praktiſchen Rechner zu machen, der ſeine Illuſionen eine nach der anderen von ſich ab und

in die Rumpelkammer getan hatte. Da hingen ſie nun feinſäuberlich nebeneinander an den Wandhaken aufgereiht, wie alte, ausgefranzte Hoſen und wurden langſam von den Motten zerfreſſen.

Sievering richtete ſich auf und zog eine engliſche Finanzrevue aus der Bruſttaſche ſeines Pelzes. Dummheiten! War es nicht am beſten ſo, wie es war? Hatte er nicht reichlich und überreichlich, was er brauchte und längſt nicht mehr entbehren konnte? Wie ſtünde es wohl um ihn, wenn er damals in der kritiſchen Zeit auf ſeinem Kopf beharrt hätte und nicht ſeiner klugen und energiſchen Mutter gefolgt wäre? Ein kleinliches, engbrüſtiges Stuben- und Gelehrtendaſein wäre ihm beſchieden geweſen. Statt deſſen hatte er das Leben nach ſeiner Weite durchmeſſen, und ſeine Segel bauſchten ſich vor dem Wind. Denn noch war der Reiſe kein Ende! Wer weiß, an welcher Küſte man noch landete! Es hatte ſich gelohnt, einige Illuſionen über Bord zu werfen. War er darum weniger Idealiſt geblieben? Nein. Nur der Kurs ſeines Schiffes hatte ſich geändert. Der Steuermann war im Grunde immer der gleiche.

Sievering fröſtelte es. Er ſchlug den Pelz dichter um ſich und vertiefte ſich in einen Auf-

ſatz über die engliſche Eingeborenen-Politik in Indien.

Der letzte Teil der Fahrt war ſchnell verfloſſen. Dieſe kurzen Nachmittagsſtunden, in die ſchon die frühe nordiſche Winterdämmerung hineingraute.

Das braune Hügelland mit ſeinen geſprenkelten Schneeblenken hatte aufgehört. Schwarze Ackerſchollen waren unabſehbar zu beiden Seiten der Bahnlinie aufgeworfen. Sie ſchimmerten feucht und fett im abendlichen Licht. Ein Schlachtfeld von Negerleibern! dachte Sievering. Dampf und Schweiß gleißten um tauſend gekrümmte Rücken. Hier und da ſchnitten grüne Flecke in das Gewühl der ſchwarzen Leiber. Junge Saaten ſtanden da, zwiſchen der wartenden Brache.

Sievering wußte, daß er nahe am Ziel war. So hatte das Bild des Jugendlandes vor ſeiner Seele gelebt. Er ſah zum Fenſter hinaus, nach Oſten zu, wo der Schloßturm auftauchen mußte, das ragende Wahrzeichen der alten Stadt. Aber die Dämmerung hielt den Vorhang zugezogen. Auf der anderen Fenſterſeite, gegen Weſten hin, brannte tief am Horizont ein dunkelrotes glühendes Leuchten. Sievering erinnerte ſich an alte Bilder, wo ſo ähnlich der Himmel

flammend ſich zu öffnen ſchien und mit brandiger Lohe die Düſternis hienieden beſtrahlte.

Der Zug rollte über die große Brücke, die Sievering ſo gut kannte. Aber als er den Kopf an die Scheiben drückte, ſah er, daß es eine neue, moderne Brücke war, die man nach ſeiner Zeit gebaut hatte. Er erinnerte ſich auch, davon geleſen zu haben. Die alte, wuchtige Gitterbrücke, mit den hohen, gotiſchen Pfeilern, war neben der neuen ſtehen geblieben. Ihre Kreuzſtäbe ſtreiften dicht an dem ſauſenden Zuge vorüber. Zum Greifen nah, wie jene beſchwingten Tage, wo er hier ſein junges, übervolles Herz entlanggetragen und den Knotenſtock verwegen durch das klingende Gitterwerk gezogen hatte. Zum Greifen nah wie jene beſchwingten Tage ..... Bei Sievering krampfte ſich etwas in der Bruſt zuſammen. Die Viſion war verſchwunden. Der harte Ton vorüberfliegender Baſtionen und aufprallenden Mauerwerks klatſchte gegen die Fenſter. Dann glitt der Zug in den Bahnhof ein.

Sievering ſah ſich betroffen um. Hier ſchien kein Stein auf dem andern geblieben. Treppen, Tunnel, Überdachungen, Bahnſteige, Hallen, Gänge ..... Wo war die Einfachheit des alten Stationshauſes, mit ſeiner grad-

linigen Schienenanlage, deren einer Strang nach Südweſten, der andere nach Nordoſten lief? Jetzt gab es hier einen Knotenpunkt mit Dutzenden von Geleiſen, und ſchwatzende Menſchenmaſſen in den Hallen und Gängen. Deutſchland wird Induſtrieſtaat, dachte der Syndikus. Der Markt für Eiſen und Kohle vergrößert ſich. Unſer Weizen blüht! . . .

Aber es ging nicht mit dem Induſtriegedanken. Irgendetwas ſchnürte ihm plötzlich die Kehle zu. Er mußte ſtehen bleiben und die Augen ſchließen. Da ſah er ſich mit dem Köfferchen an dem einzigen Schalter des alten friedlichen Bahnhofes ſtehen und das Billet zu ſeiner erſten Studentenfahrt löſen, von der er nicht wieder zurückgekommen war bis zu dieſem Abend. Teufel! War das wirklich ſchon ſiebenundzwanzig Jahre her? Ihm ſchwindelte wie jemand, der ſich im Boot ein wenig auf See hat hinausſchaukeln laſſen, die Augen zugemacht hat, und als er aufwacht, ſich in dunkler Nacht mitten auf dem Ozean wiederfindet ohne Spur von Land und ohne Schimmer von Licht . . . .

Erſt, als der Omnibus durch die lange Bahnhofsgaſſe zum „Kronprinzen" rappelte, daß die Scheiben klirrten und die Gepäckſtücke hoch aufhopſten, kam Sievering die Haltung wieder.

Na, wenigstens ist das Pflaster das alte geblieben! dachte er bei sich und freute sich darüber. Ja, kindisch genug! Der Syndikus und Direktor der Rheinischen Montanaktiengesellschaft freute sich wie ein Schneekönig über das vorsintflutliche Straßenpflaster, denn jetzt war er wirklich und wahrhaftig in der Stadt seiner Schülertage eingekehrt.

* * *

„Ja, zum Tausend! Bist du's . . . Sind Sie's? Oder sind Sie's nicht?"

„Ich bin es jedenfalls! Also werden Sie's vermutlich auch sein. Und da das Du doch schon gefallen ist, können wir's ja auch wieder aufnehmen nach dem Menschenalter, das dazwischen liegt."

Sievering streckte dem andern, der sich überrascht erhoben hatte, die Hand entgegen, und dieser legte ein paar schmale, kalte Finger hinein. Es war der Amtsgerichtsrat Gersdorf, ein mittelgroßer, schlanker, glattrasierter Herr, mit einem scharfgeschnittenen Profil und dunkelm schon grau melierten Haar. Seine fahle Gesichtsfarbe und die fast asketisch hagere Gestalt im schwarzen Gehrock kontrastierten stark mit den blühenden Farben und der gesunden Leiblichkeit Sieverings.

„Also, wo kommst du her? Und was

führt dich zu mir ins Bureau?“ fragte der Amtsgerichtsrat. „Hat der Zufall da einen von seinen Streichen gemacht oder ist es am Ende schon bis nach dem Westen gedrungen, daß ich hier seit fünfzehn Jahren als gutkonserviertes Präparat unter Spiritus sitze?“

„Keine Ahnung!“ sagte Sievering. „Die vielen Jahre da im Westen haben mich ja aus allem herausgebracht. Wäre nicht vor ein paar Wochen meine alte Mutter gestorben, so hätte ich den Weg auch jetzt noch nicht zurückgefunden.“

„Deine Mutter hat also bis jetzt gelebt? Sonderbar! Das hätte man ihr damals nicht prophezeit!“

„Nicht wahr? . . . Ihr kamt ja oft zu uns ins Haus, du und der blonde Paul Mierau. Was ist eigentlich aus dem geworden? Ihr hieltet ihn ja alle für ein so großes Genie. Ich stand ihm ja ferner. Ich war ja auch älter als ihr beide und kam mindestens zwei Jahre früher ins Examen.“

Gersdorf schien Sieverings Frage zu überhören.

„Also wohl Erbschaftsregulierung, was dich durch ganz Deutschland hergesprengt hat? Grundbuchgeschichten? Ich stehe demgemäß zur Verfügung.“

„Und wann reden wir bei einer Flaſche Wein von den alten Zeiten?“ fragte Sievering, als die Konferenz zu Ende war und beide ſich die Hand reichten.

„Ich lade dich für heute abend in meine ſtille Ecke beim „Kardinal“ unter den Lauben ein.“

„Ah! Den gibt es alſo noch?“

„Hier gibt es alles noch. Die Zeit iſt hier feſtgenagelt, wie die Amtsrichter und die Gymnaſiallehrer und der Bezirkskommandeur! Wer hier ſitzt, bleibt auch hier ſitzen! Wir ſind auf dem toten Strang.“

„Aber der große Bahnhof draußen?“

„Ja, da fahren die Expreßzüge vorbei. Von uns hab' ich noch niemanden einſteigen ſehen.“

„Entſchuldige . . . du biſt Junggeſelle?“

„Witwer!... Auf Wiederſehen heute abend!“

Den Nachmittag benutzte Sievering zu einem Spaziergang durch die alten Gaſſen, die halb verſchollen in ſeiner Erinnerung fortgedämmert hatten und nun beim hell über ſie hereinſtrömenden Tageslicht verwundert und verſchlafen den einſamen Spaziergänger anzugaffen ſchienen. Eine grelle Novemberſonne ſtand tief am grünblauen Himmel, der mit zahlloſen weißen Wolkenflecken überſät war, als hätte ſie jemand mit einem Rieſenpinſel aus einem ungeheuren Kalk-

eimer hinaufgespritzt. Sievering mußte die Hand vor die Augen halten, geblendet von den niedrigen Sonnenstrahlen.

Jungen spielten Ball, und Mädchen liefen mit Reifen quer über den Weg, fingen sich quiekend, schreiend, kreischend, jauchzend gegenseitig ab und schnellten wieder fort, ganz so, wie die Bälle und Reifen durcheinanderwirbelten, von den Hauswänden zurückprallten und in den Torgängen verschwanden.

Das scheint also noch immer Mode zu sein, dachte Sievering. Genau so wie zu deiner Zeit! War es ihm nicht, als spiele er selbst mitten unter der lärmenden Rotte und balge sich mit seinesgleichen um die Ehre des Balls? Aber gleichzeitig wandelte er aufrecht und bejahrt durch die Kinderschar, die ihm um die Füße spielte, und zwischen dem Kriegsgeschrei der jungen Generation klang sein Schritt bürgerlich und gemessen von den Pflastersteinen wieder.

Als er durch das Marientor kam, sah er schon von weitem die hohen Bäume des Kirchhofs, über deren kahle Wipfel der Hahn auf dem Turm der Stadtkirche hinwegschaute. Dort, dem Holzzaun des Kirchhofs gegenüber, stand sein Elternhaus, das seine Mutter bei ihrem Wegzug verkauft hatte.

Er ging langsam und mechanisch weiter, mit einem unbewußten und doch vorsichtigen Tasten, wie sich des Nachts ein Kind halb träumend, halb wachend, mit vorgestreckten Händen zu seinem Bett zurücktastet, aus dem es sich fortgestohlen hat, um von der Marzipankiste zu naschen. Ja, es war etwas Schlafwandlerisches um ihn auf diesem Wege, den er ungezählte Male mit dem Tornister und dem Schulranzen getrabt war und wo er jeden Stein wiedererkannte. Schmeichlerisch umspielte ihn die Luft dieses milden, sonnigen Novembertags, aber es war nicht diese Luft, die er atmete, es war eine ferne und vergangene Atmosphäre, die mit ihm ging und ihn wie eine unsichtbare Wolke umgab. Es war die Atmosphäre, die uns kühl entgegenhaucht, wenn wir in den Dunstkreis alter Porträts in schweigsamen und aus der Mode gekommenen Galerien treten. Das Porträt hier, mit dem sauber gemalten Kleinstadthintergrund, das war er selbst. Er schaute es an und verglich es, und es stimmte Zug um Zug. Dort die Gasse links führte nach dem Gymnasium hinunter. Hier das Gäßchen rechts zum Ufer des Stroms hinab, auf dem sie an den hellen Juniabenden Boot gefahren waren, die Primaner und die Töchterschülerinnen, und

die Primaner hatten Bier getrunken und die Töchterschülerinnen hatten Lieder gesungen. Und eine von den ganz echten Nachtigallen, die es heutzutage nicht mehr gab (wenigstens hatte er nie wieder eine gehört), hatte aus den Weidenbüschen des silberdämmerigen Flusses dazu geschluchzt ...

Sievering stand vor seinem Vaterhaus. Vor diesem Augenblick hatte er sich gefürchtet und allen Widerstand dagegen gesammelt. Vielleicht kam es daher. Es war mit einemmal ganz still in ihm geworden. Das alte, dunkle Patrizierhaus, in dem seine Kindheit begraben lag, sah ihn mit großen, ernsten, fast feierlichen Augen an. Er versenkte sich darin und vergaß die Zeit. Nichts regte sich an den verhängten Fenstern. Die Straße war tot. Endlich sah er auf und um sich. Ein Name stand auf dem Türschild zu lesen. Er trat näher und zuckte die Achseln. Fremde Menschen! Er strich sich leise mit der Handfläche über die Stirn und wandte sich ab.

An dem Kirchhof, dessen Seitenpforte offenstand, wollte er vorbei und zur Stadt zurück. Aber unwillkürlich fühlte er seine Schritte hineingezogen, und ehe er sich noch Rechenschaft darüber gegeben hatte, wandelte er

zwiſchen den Tafeln, Kreuzen und Steinen der Vergangenheit.

Ob wohl das Grab des Profeſſors noch lebte, der ſein liebſter Lehrer geweſen war, und um deſſen Tod er wie um den eines älteren Freundes getrauert hatte? Die Schüler des Gymnaſiums hatten auf ſeine Anregung dem früh und unter tragiſchen Umſtänden Verſtorbenen einen Denkſtein errichtet, und er, Sievering, hatte dem Toten zum Gedächtnis geſprochen. Es war kurz vor ſeinem Examen geweſen. Wie das alles wiederkam, was längſt vergeſſen ſchien! Er erinnerte ſich deutlich an den Stein und an den Platz, in einer Reihe nahe der Kirche. Als er aufſah, hielt er davor.

Ja, es lebte wirklich noch, das Grab! Wie ein Sinnbild wandelloſer Liebe lag es da. Der ſchwarze blankpolierte Syenit, die goldenen Buchſtaben der Inſchrift, das friſch erhaltene Gitter, alles wie am erſten Tag! Merkwürdig! Es hätte Sievering mehr gerührt, wenn er den Stein verwittert, die Buchſtaben ausgelöſcht, das Gitter vom Roſt zerfreſſen gefunden hätte. Es lag etwas Aufdringliches in dieſer Wandelloſigkeit, etwas Geräuſchvolles, was ſich der ſtill und geheimnisvoll nagenden Vergänglichkeit ringsumher zu überheben und zu entziehen ſchien.

Ihr war't, ich bin! ſchien es den andern Gräbern zuzurufen. Aber dann fiel der Blick auf die fernen Jahreszahlen des Steins, und was ſich eben noch als geſchminktes Leben aufgereckt hatte, ſank leiſe zu einem Häufchen Aſche zuſammen.

Sievering ſchlenderte langſam weiter, mit den Augen über die Namen rechts und links zu ſeinen Füßen hinſtreifend. Ei der Tauſend! Da war reichliche Ernte gehalten! Gründliche Arbeit war da getan! Eine ganze Generation hatte hier Einkehr genommen, ſeit dem Mainachmittag, an dem Sievering dem geſchiedenen Lehrer da drüben das Lebewohl ins Grab nachgerufen hatte. Eine ganze Generation! Da fand er ſie alle wieder, die Namen deren, die er in ſeiner Schülerzeit als reife Männer und Frauen hinter den Ladentiſchen hatte hantieren, vor den Haustüren hatte ſchwatzen und mit Geſangbüchern zur Kirche hatte wandeln ſehen! Pünktlich und vollzählig bis auf wenige Nachzügler hatten ſie ſich hier verſammelt, und aus dem ehedem ſo raſtloſen und geſchäftigen Geſchlecht war eine ſtille, ruhige, beſchauliche Gemeinde geworden, über deren Unaufmerkſamkeit ſich der alte, weißhaarige Prediger Feyerabend nicht mehr hätte zu beklagen brauchen. Aber der hatte ſeines Namens Deutung nun auch

längſt gefunden und hielt hier mitten unter ſeinen Schäfchen den ewigen Feierabend ab.

Ein leiſer Wind hatte ſich aufgemacht und flüſterte in den nackten Kronen der Ulmen und Trauereſchen. Der Sonnenball wiegte ſich feuerrot über der jenſeitigen Kirchhofsmauer und glotzte pausbäckig und breitmäulig wie eine freche ſtrotzende Bauerndirne quer über die Gräber weg. Sievering ſtrebte dem Ausgangspförtchen zu. Kurz, ehe er es erreicht hatte, fiel ſein Blick auf eine umgitterte Ruheſtätte, über deren unbehauenem Marmorblock gerade ein ſchräger Sonnenſtrahl hinwegblitzte. „Hier ruht Marion Gersdorf, geborene de Roquebrune," las Sievering und fuhr unwillkürlich zurück. Das war ja die hübſche Marion, der blonde Backfiſch von der Baſtei, der ihnen allen durch die Bank die Köpfe verdreht hatte! Allewetter! War die auch ſchon hier gelandet? Eine unſichere und problematiſche Geſchichte, der Aufenthalt auf dieſem Planeten! Zweiunddreißig Jahre alt geworden! rechnete ſich Sievering aus. Und Gersdorf? Gersdorf? Aber wie konnte er nur einen Augenblick im Zweifel ſein! Es war die Frau ſeines Freundes, des Amtsgerichtsrats Gersdorf, an deren Grab er ſtand. Die Emigrantenfamilie de Roquebrune hatte ja Penſionäre gehabt,

und einer davon war Gersdorf gewesen. Ein anderer übrigens jener Paul Mierau, nach dem er sich schon heute morgen bei Gersdorf erkundigt hatte, ohne eine Auskunft zu erhalten. Oder war der am Ende auch schon tot? Sievering dämmerte irgend etwas auf, aber es ging ihm nicht zusammen. Das Menschenschicksal, das er hier von dem Marmorblock ablas, interessierte ihn mehr. Natürlich, es stimmte alles! Hatte nicht Gersdorf mit der Eifersucht eines Beduinenscheikhs die etwas leichtsinnige und flatterhafte Marion auf Weg und Steg belauert? Das ganze Gymnasium hatte darüber gelacht. Und dann war es wohl die alte Geschichte geworden. Schülerliebe, Verlobung in der Studentenzeit, langes Warten, späte Anstellung und Heirat, kurzes Eheglück und zum Schluß der Marmorblock hier unter den Efeuranken.

Sievering wanderte durch die dämmergrauen Straßen, hinter deren Fenstern schon hier und da einsamer Lampenschein aufblitzte, sinnend, fabulierend, resümierend, zum „Kronprinzen" zurück.

* * *

Abends saßen sich die beiden alten Schulfreunde in einer verschwiegenen Ecke beim „Kardinal" gegenüber. Vergangenes und Gegenwärtiges

war kühl und fremd durcheinander geplätſchert. Bei der zweiten Flaſche wurde es wärmer. Sievering erzählte von ſeinem Erinnerungsgang durch die Stadt und der nachdenklichen Viſite auf dem Kirchhof.

„Nun? Was haſt du gefunden? fragte der Amtsgerichtsrat mit einem kurzen, ſcharfen Blick.

„Lauter bekannte Namen! Alle die Leute, die das Heft in der Hand hatten, als wir heranwuchſen. Die Generation, die vor uns am Ruder war. Die Nächſten, die herankommen, ſind wir, lieber Gersdorf!"

„Soweit ſie nicht ſchon draußen ſind. Es gibt auch deren ſchon genug!"

„Ja, es wird fleißig geſtorben," meinte Sievering, „es wird äußerſt fleißig geſtorben! Das iſt das Ungemütliche an der Geſchichte: unverſehens iſt man in die vorderſte Schlachtreihe gerückt. Eigentlich über Nacht! Die Kugeln pfeifen dicht um uns herum und unſer Regiment fängt an ſich zu lichten."

„Hinter uns kommen neue Regimenter! Für die muß Platz geſchafft werden! Die Natur ſtampft uns aus dem Boden, um uns nach einer Weile wieder hinein zu ſtampfen! Die Natur braucht ſolche kleinen Geſellſchaftsſpiele!"

Einen Augenblick herrſchte Schweigen.

Sievering ſchenkte ſich ein Glas Burgunder ein und erhob es gegen Gersdorf.

„Ich trinke ein ſtilles Glas auf das Andenken deiner Frau."

Gersdorfs kalkiges Geſicht ſchien noch um einen Ton blaſſer zu werden.

„Du warſt an ihrem Grab?"

Sievering nickte ſtumm. Dann, nach einem Weilchen:

„Ich wußte gar nicht, daß du Marion de Roquebrune geheiratet hatteſt. Obwohl es nachträglich ja nicht ſchwer zuſammenzureimen iſt."

„Ja, es war ſo im Rate der Götter beſchloſſen."

Gersdorf preßte die ſchmalen Lippen aufeinander, daß der letzte Blutstropfen daraus entwich. Er ſchien an einem Wort, einem Satz, einem Gedanken, vielleicht an einer ganzen Gedankenkette zu arbeiten.

Plötzlich ſah er auf und ſagte mit einem Blick, der wie eine Nadel ſtach:

„Warſt du vielleicht auch an Paul Mieraus Grab?"

Sievering durchzuckte es.

„Was? Der auch ſchon hinüber? Eine Ahnung hatte ich. Aber ich wußte nicht recht."

„Längſt! Noch auf dem Gymnaſium! Ein

halbes Jahr vor dem Examen! Etwa anderthalb, nachdem du fortwarſt!"

„Nicht möglich . . .?"

„Die Leute behaupten, ich hätte ihn auf dem Gewiſſen. Das heißt, ſie denken es für ſich. Sie bilden ſich's ein. Behaupten würde Ihnen ſchlecht bekommen. Außerdem werden's ja auch immer weniger, die ſich daran erinnern. Die Natur räumt ja auf, wie geſagt! Mit der Zeit kann es noch ganz luſtig werden, wenn alles ringsherum wegraſiert iſt! Solange wart' ich nur. Dann hoff' ich mein Leben zu genießen."

Sievering ſah ſein Gegenüber mit großen Augen an. Sonderbare Reden das für einen königlich preußiſchen Amtsgerichtsrat! Was mochte da vorgegangen ſein! Irgend etwas Schweres, Finſteres, Irreparables! Ja, ja, dieſes Kleinſtadtleben mit ſeiner idylliſchen Oberfläche, aber wer tiefer ſtieg, fand da unten Tragödien, wie die Leichen Ertrunkener auf dem Grunde eines ſchwarzen, unbeweglichen Weihers, der mit Seeroſen und Waſſerpflanzen überwachſen iſt.

„Du hältſt mich natürlich für verrückt oder übergeſchnappt," klang es plötzlich in das Schweigen hinein, das die beiden Männer ein-

gehüllt hatte wie der Dampf ihrer Zigarren. „Aber ich ſage dir, ich bin nicht verrückter, als es die Menſchen meiſtens zu ſein pflegen. Ich ſehe ſogar mit abſoluter Klarheit, und was ich getan habe, kann ich noch heute vollſtändig vertreten. Außer einmal im Leben, wo ich mich habe hinreißen laſſen! Und das eine Mal habe ich teuer genug bezahlt!“

„War das der Fall mit Paul Mierau?“

„Oh nein, den hab' ich ganz logiſch und zielbewußt durchgeführt. Bis auf den Schluß! Den konnte man nicht vorausſehen. Aber vielleicht hab' ich ihn geahnt. Bereut hab' ich ihn jedenfalls nie!“

„Welches war denn der Schluß?“

„Paul Mierau erſchoß ſich mit dem Jagdgewehr des Hauptmanns de Roquebrune, unſeres Penſionsvaters.“

„Deines nachmaligen Schwiegervaters?“

„Ja. Aber er hat unſere Heirat nicht mehr erlebt.“

„Paul Mierau erſchoß ſich?! Und du.....? Du .....?“

Sievering war einen Moment lang vom Sitz aufgeſchnellt und ſtarrte Gersdorf erſchrocken an. Dieſer ſah ruhig und gemeſſen vor ſich hin. Der Burgunder hatte ſein Geſicht leicht

gerötet, wie letzter Abendſchein, der auf eine weiße Wand fällt. In den eidechſengrünen Augen züngelte bisweilen eine kurze ſchnelle Stichflamme auf, während er fortfuhr zu erzählen.

„Paul Mierau ſtand mir bei Marion im Wege. Du weißt, Marion de Roquebrune, die dann nachher meine Frau wurde und jetzt da draußen begraben liegt. Er ſtand mir im Wege. Auch ſonſt! Auf verſchiedene Art! Einfach dadurch, daß er da war! Darum mußte er unſchädlich gemacht werden!"

„Aber ihr war't doch ſo befreundet, ihr beiden, ſoweit ich mich entſinne?" fragte Sievering kopfſchüttelnd.

„Gewiß! Sehr befreundet! Eben darum! In jeder Freundſchaft ſteckt doch zugleich der Haß. Der Todhaß auf die Eigenſchaften des andern! Beſonders, wenn ſie einem überlegen ſind. Paul Mierau hatte vom erſten Augenblick, wo er auf die Schule kam, als Genie gegolten. Lächerlich, wie ſolche Fabeln in den Köpfen von zehnjährigen Jungens eigentlich entſtehen! Es iſt wirklich, als ob da etwas Märchenhaftes mitſpielte! Der Auserwählte, der gleich mit dem Heiligenſchein um den Kopf geboren wird! Oder mit dem Feenglück, das ihm in die Wiege gelegt iſt! Die Jungens haben

eine feine Naſe für ſo etwas. Aber oft genug kann die Fee auch an den Unrechten geraten ſein. Kennſt du Klein Zaches von meinem Amtskollegen Hoffmann? Das iſt es. Ich bin überzeugt, das Genie Paul Mierau wäre nachher einfach verbummelt. Er kann mir dankbar ſein, daß ich ihn vor dem Jammer bewahrt und ihm zu einer wohlfeilen Unſterblichkeit ſozuſagen mit beſchränkter Haftung verholfen habe. Denn hier in der Stadt wird immer noch von dem großen Genie geſprochen, das da zugrunde gegangen ſein ſoll. Allerdings immer ſeltener! Einmal wird ja auch das ein Ende haben."

Gersdorf ſchwieg einen Augenblick und ſchlürfte langſam und koſtend an ſeinem Burgunderglaſe. Langgezogene Rauchwolken ſtiegen zur niedrigen Wölbung des Zimmers und quirlten dort oben durcheinander. Aus winkeliger Dämmerung ſchien die ſchattenhafte Geſtalt Paul Mieraus hereinzugleiten und ſchwebend, webend um die beiden, ſich gegenüberſitzenden Jugendkameraden zu geiſtern. Sievering erkannte das lange, blonde Haar, das weich um ein kühn geformtes germaniſches Geſicht fiel.

„Ein Bild von einem Jungen war er ja!" ſagte Gersdorf und rückte mit ſeinem Stuhl,

als wolle er etwas von ſich ſchieben, oder vor etwas Platz machen. „Und ein Dichter dazu!"

„Dichter warſt du doch auch?" meinte Sievering.

„Aber nur einer mit den niederen Weihen! Ich machte Spottgedichte! Ich verhöhnte meine lieben Mitmenſchen: Schüler, Lehrer, was mir vor die Feder kam! Oh, meine Verſe waren gefürchtet! Das iſt es eben. Entweder man wird gefürchtet, oder man wird geliebt. Mierau wurde geliebt. Allenthalben ſchwärmten ſie für ihn."

„Ich entſinne mich," warf Sievering ein.

„Seine Glanzzeit kam eigentlich erſt, als du fort warſt. In dem Jahr darnach blühte er ſo richtig auf. Ich habe ein dickes Heft mit ſeinen Gedichten zu Hauſe, das er mir kurz vor ſeinem Ende dediziert hat. Manchmal nehm' ich's vor. Nicht ſchlecht! Auch für heutige Anſprüche nicht! Anfangs viel religiöſe Stoffe! Kontroverſen mit dem alten Jehovah, wobei Jehovah den kürzeren zieht! Dann ſoziale Revolution! Auflehnung gegen Staat und Geſellſchaft! Zu guterletzt, etwa die letzten zwanzig Seiten, Liebesgedichte!"

„Ah! Liebesgedichte!"

„Ja, die ſind das Schönſte darin, und die

haben ihm den Kopf gekoſtet. Daran merkte ich zuerſt, daß etwas im Gange war zwiſchen ihm und ihr. Natürlich, wie ich's jetzt überſehe, wohl nichts als eine unſchuldige Liebelei! Sie trafen ſich abends an der Brücke und gingen im Mondſchein auf dem Deich ſpazieren. Das ſchloß ich aus ſeinen Gedichten. Verraten hat er's mir nie! So nah wir uns auch ſtanden und ſo vertraut wir miteinander waren! Er wußte ja, daß ich wie wahnſinnig um Marion war."

„Aber warum hat er dir dann die Liebesgedichte vorgeleſen?" fragte Sievering kopfſchüttelnd.

Gersdorf lachte kurz auf.

„Autoreneitelkeit, mein Beſter! Als Liebhaber und Freund konnte er ſchweigen wie ein Trappiſt. Aber als Dichter .... Nein, da ging es nicht! Da mußte es heraus! Begreifſt du das nicht?"

Sievering zuckte mit den Achſeln. War es der ſchwere, dunkelglühende Burgunder oder war es die Erzählung des andern, die ſich mit den Dampfwolken phantaſtiſch zu ihm herüberzuringeln ſchien: irgend etwas lähmte ihm die klare Beſinnung und Überſicht.

Gersdorf lachte von neuem ſein eigentüm-

liches Lachen. Es klang wie ein unterirdiſches Kichern.

„Man ſieht, daß du nie ein Dichter geweſen biſt. Gratuliere dir! Dichter ſind keine Menſchen! Man ſollte ſie mit Stumpf und Stiel ausrotten! So hab' ich's mit Paul Mierau gemacht! Wenigſtens ein gutes Werk, das man auf ſeinem Konto hat!"

Sievering fuhr ſich an die Stirn.

„Unglücklicher! Warum der mörderiſche Haß bis über die Verweſung hinaus?!"

Gersdorf legte über den Tiſch weg die Hand auf Sieverings Arm.

„Pſt! Pſt! Im Nebenzimmer ſitzen Leute. Man hat hier lange Ohren."

„Wer ſagt dir denn," fuhr Sievering gedämpfter mit einem Blick nach rückwärts fort, „wer ſagt dir denn, daß nicht alles Phantaſie war, was da in den Gedichten ſtand?"

„Eben darum!" ziſchte Gersdorf. „Eben darum, weil er ſie in der Phantaſie beſaß, wie man ein Weib nur beſitzen kann! Die Wirklichkeit hätte ich vielleicht ertragen und überwunden. In Wirklichkeit wird er ihr die Hand geküßt haben. Ich bin zweimal auf dem Deich hinterher geſchlichen. Es geſchah nichts Beſonderes. Aber in ſeinen Gedichten hat er

ſie ausgekoſtet! In ſeiner Phantaſie war er ihr Herr und König, und ſie ſeine Magd, die ſich willenlos hingab! Dafür hat er büßen müſſen! Das hat ihn ans Meſſer geliefert!"

„Und du warſt es, der . . ."

„Ja, ich! Ich! Er muß fort! ſagte ich mir. Er muß fort vom Gymnaſium! Fort aus der Stadt! Denn die Phantaſie hat die Kraft, ſich in Wirklichkeit umzuſetzen. Alſo muß er unſchädlich gemacht werden, ehe es zu ſpät iſt!"

„Und wie machteſt du das um Gottes-willen?" fragte Sievering mit einer Bewegung, als wolle er es dem andern von den Lippen reißen.

Gersdorf rieb die ſchmalen, blutloſen Finger aneinander und kicherte in ſich hinein.

„Rege dich nicht auf, mein Beſter! Es ging alles auf natürliche Weiſe zu. Einfach durch die Macht des menſchlichen Willens! Durch Suggeſtion, wie man heute ſagen würde! Davon wußte man damals noch nichts. Es war gerade zur Attentatszeit. Du erinnerſt dich. Der alte Kaiſer war zweimal angeſchoſſen worden. Die patriotiſche Leidenſchaft ſchlug haushohe Wellen auf dem Gymnaſium. Bei Schülern, wie bei Lehrern! Überhaupt in der ganzen Stadt! Der einzige, der den Revolutionär ſpielte . . . . ich ſage ſpielte, wie er alles ſpielte . . . . war

Paul Mierau. Darin beſtärkte ich ihn. Das war der Weg, ihn hinauszudrängen. Denn in dieſem Punkt verſtand damals niemand Spaß, ſelbſt wenn es ſich um ein Genie wie Paul Mierau handelte! Der Zufall kam mir zu Hilfe. Wenn man das Zufall nennen ſoll, was vielleicht auch nur eine Wirkung meines Willens war!"

Gersdorfs Zigarre war ausgegangen. Er zündete ſich eine neue an und lehnte ſich weit in ſeinen Stuhl zurück, das Geſicht in die Höhe gerichtet, als ſtünde die Geſchichte, die er erzählte, da oben an der Wölbung angeſchrieben.

„Es war etwa drei Monate nach dem zweiten Attentat. Der alte Kaiſer, der ja inzwiſchen wiederhergeſtellt war, ſollte von den Manövern an der ruſſiſchen Grenze zurückkommen, und hier am Bahnhof ſollte der Hofzug einen Augenblick halten. Das ganze Gymnaſium mit ſamt dem Lehrerkollegium war hinausbeordert, um am Bahnhof Aufſtellung zu nehmen und den Kaiſer zu begrüßen.

„Am Abend vorher ſaß ich noch lange mit Paul Mierau. Er ſchwelgte ordentlich in anarchiſtiſchen Phraſen. Ich widerſprach ihm und reizte ihn dadurch noch mehr. Schließlich ſprang er auf, fuchtelte mit den Armen herum und erklärte, er werde morgen, wenn der Kaiſer einfahre, vor dem

verſammelten Gymnaſium ganz laut ausrufen: Hoch die ſoziale Revolution! Ich lachte und ſagte, das ſei Renommage, und ich würde der ganzen Klaſſe mitteilen, was für ein Renommiſt er ſei! „Tu das nur!“ ſagte er. „Ihr werdet ſchon ſehen!“ Damit gingen wir auseinander.

„Am nächſten Morgen ſtanden wir alſo am Bahnhof in Reih' und Glied. Der Zug war ſchon gemeldet und ſollte jeden Augenblick einlaufen. Ich hatte mein Wort gehalten, und die Klaſſe wußte, was Mierau verſprochen hatte. Jetzt war es an ihm, ſein Wort zu halten! Alle fieberten, ob er den Mut dazu haben würde. Hinter Mierau hatte ſich einer von uns hingeſtellt, der ihn auf den Tod nicht leiden konnte. Vielleicht der einzige von uns allen, denn ich war ja ſein Freund. Ich ſtand ein paar Schritte von Mierau und beobachtete ihn, wie wir alle. Er war kreideweiß. In dem Augenblick tat er mir beinahe leid. Er war das Opfer ſeines Überſchwangs, ſeiner Phantaſie, ſeiner Renommage! Er hatte als Dichter mit großen Worten um ſich geworfen und jetzt ſollte er bar mit dem Leben bezahlen! Es blieb ihm nur die Wahl, ſein Verſprechen auszuführen und dann mit Schimpf und Schande vom Gymnaſium gejagt zu werden, oder zu kneifen und damit vor uns allen, auch

vor den Mädchen und vor Marion, abzudanken! Ich bin überzeugt, er hätte das letztere gewählt und ſich dann immer noch eingebildet, ein großer Held der Reſignation zu ſein. Aber dazu ſollte es nicht kommen. Der Zug brauſte um die Ecke am Galgenberg heran, die meiſten von uns hatten die Mützen und Hüte herunter-geriſſen und ſchrien: Hoch! Hoch! In dieſem Augenblick geſchah das Unerwartete, worauf niemand gefaßt war. Auch ich ſelbſt nicht! Das, was der Kriminaliſt die Koinzidenz nennt. Der Hintermann von Mierau, ſein alter Feind, wie geſagt, ſchlägt ihm, gerade wie der Zug am Galgenberg auftaucht, von hinten her den Hut vom Kopf und ſchreit dabei wie beſeſſen: „Er hat den Kaiſer nicht gegrüßt! Er hat den Kaiſer nicht gegrüßt!“ Mierau dreht ſich um, und während der Zug einfährt und dicht vor uns hält, bolzen ſich die beiden mit den Fäuſten auf die Köpfe. Ein paar von uns werfen ſich dazwiſchen. Ein kurzes Getümmel. Ich ſehe noch das vornehme Greiſengeſicht des alten Kaiſers, wie er ſich aus dem Fenſter lehnt und ganz verblüfft auf die raufenden Jungens guckt. Vielleicht hat es ihm Spaß gemacht. Das Ende hat er ja nicht erfahren. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und alles war aus.“

Gersdorf hatte solange unbeweglich zur Decke hinaufgestarrt, während die Erzählung leise und eintönig von seinen Lippen floß. Jetzt richtete er sich auf, rückte näher an den Tisch und spielte gleichmütig mit seinem Taschenmesser.

„Und das Ende?" fragte Sievering nach einem Augenblick, aus seiner Spannung aufatmend.

„Das Ende ist kurz und präzise! Es wurde sofort eine hochnotpeinliche Untersuchung eröffnet. Wir alle wurden verhört und mußten sagen, was wir wußten. Auch ich natürlich. Ich konnte mein Zeugnis ja nicht verweigern. Das Lehrerkollegium trat zusammen, und das Urteil war von vornherein so gut wie entschieden. Aber ehe es noch gesprochen wurde, am Abend vorher, erschoß sich Paul Mierau in seinem Zimmer mit dem doppelläufigen Jagdgewehr unseres Pensionsvaters, des Hauptmanns de Roquebrune."

— — — — — — — — — — —

„Und glaubst du nun, daß er durch dich zu diesem Ende gekommen ist?" fragte Sievering nach einer Pause starren Schweigens.

„Unbedingt! Mein Wille war es, der die Voraussetzungen schuf und lenkte. Also hab' ich auch für die Folgen zu haften. Und ich hafte dafür!"

„Alſo gar keine Reue? Keine Spur von Gewiſſensbiſſen? Weder damals noch ſpäter?“

„Der Komödiant!“ ſtieß Gersdorf zwiſchen den Zähnen hervor. „Er hat ſich ja gar nicht treffen wollen! Wenigſtens nicht tödlich! Er hat ſich nur anſchießen wollen! Um Mitleid zu erwecken bei den Lehrern, und vor allem natürlich bei Marion!“

„Woher weißt du das?“

„Aus ſeinem Tagebuch, das wir nach ſeinem Tode fanden. Da ſpielt er mit dem Gedanken des Selbſtmordes und malt ſich aus, was für einen tragiſchen Eindruck das auf Marion und auf uns alle machen würde. Aber, um das wirklich zu genießen, müßte man danebenzielen oder ſich nur leicht verwunden. Solch ein Komödiant war der Bengel!“

„Aber der Komödiant hat doch richtig gezielt und gut getroffen, mein lieber Gersdorf.“

„Offenbar gegen ſeinen Willen! Die Wirklichkeit iſt mit ihm durchgegangen! Die Wirklichkeit hat ihre Rache an dem Dichter genommen!“

„Glaubſt du ſo feſt an das Racheprinzip?“ fragte Sievering mit wiedergefundener Ruhe und ſah ſeinem Gegenüber ernſt in die Augen. „Könnte es ſich dann nicht auch an dir ſelber nochmal bewähren?“

„Das hat es längſt getan!“ ſagte Gersdorf, und ſein vordem ſchriller Ton wurde dunkler und tiefer. „Ich wußte, daß die Rache einmal kommen würde. Ich wußte das von dem Augenblick an, wo ich mit den andern am offenen Grabe von Paul Mierau ſtand und die beiden Frauen in Schwarz, die alte und die junge, hinter ihren Taſchentüchern ſchluchzen ſah.“

„Die beiden Frauen in Schwarz?“ fragte Sievering und zuckte einen Moment zuſammen, als habe ſich eine kalte Hand auf die ſeine gelegt, um ihm irgend etwas zurückzurufen, er wußte nicht gleich, was.

Ah, richtig! dachte er dann, die beiden Frauen in Schwarz heute morgen im Kupee! Sonderbar!

„Ja, ſeine Mutter und Schweſter,“ erwiderte Gersdorf. „Sie waren gekommen, um ihren einzigen Sohn und Bruder zu begraben. Da wußte ich, daß der Schatten von Paul Mierau neben mir hergehen würde, bis ich ihm Leben mit Leben bezahlt hätte.“

„Und iſt das geſchehen?“ fragte Sievering leiſe.

„Es iſt geſchehen! Und zwar an dem Tage — es war im zweiten Jahre meiner Ehe mit Marion, alſo viele Jahre ſpäter —, als ich

mich in einem furchtbaren Streit mit Marion hinreißen ließ, ihr einen heftigen Stoß vor die Bruſt zu geben. Sie ſtürzte hin. Das Kind, das ſie trug, wurde tot geboren, und ſie ſelber ſtarb."

Sievering ſchwieg. Dann nach einer langen Pauſe:

„Und der Streit?"

„Der Streit kam, weil mir Marion zum hundertſten Male vorwarf, was mir alle Welt die Jahre hindurch vorgeworfen hatte, ich ſei ſchuld an Paul Mieraus Untergang. Du ſiehſt, er hat ſich glänzend revanchiert! . . . Und ich . . . ich bin ein großer Verbrecher in deinen Augen, nicht wahr? Aber glaubſt du, daß ich darum ein ſchlechterer Richter bin?"

— — — — — — — — — — —

Gersdorf ſchenkte ſich das letzte Glas aus der Burgunderflaſche, trank es auf einen Zug leer und ſetzte es mit einem ſchweren Stoß wieder auf die Tiſchplatte.

Sievering reichte Gersdorf die Hand über den Tiſch.

„Leb wohl!" ſagte er, „wir ſehen uns wohl nicht wieder. Ich fahre morgen mit dem Früheſten nach dem Weſten zurück."

„Leb wohl!"

„Nur noch eins, ehe wir vielleicht für immer

auseinander gehen: wie kannſt du's hier noch aushalten, wo du ſo Furchtbares erlebt haſt? Ich bliebe nicht einen Augenblick länger!"

Gersdorf ſchlug mit einer wilden Gebärde auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten.

„Soll ich vielleicht auch die Erinnerung noch dran geben?! Das einzige, was mir geblieben iſt?! Soll ich aus dem Haus, aus der Stadt, von den Gaſſen fort, wo alles mich an das Weib erinnert, das mich verrückt und kaput gemacht hat, und um das ich heute noch närriſch bin?! Eh' das geſchieht, lieber . . . !"

Sievering faßte Gersdorfs beide Hände und drückte ſie feſt.

„Haltung, Gersdorf! Das Leben iſt groß. Wir haben nichts Beſſeres. Man muß es ehren und ſich beugen davor."

„Sei ohne Sorge! Ich werde es dem Komödianten nicht nachmachen! Dazu iſt die Wirklichkeit zu ſtark in mir! Ich bin kein Phantaſt wie Paul Mierau! Wenn die letzten Zeugen aus jener Zeit da draußen ſind, hoffe ich noch auf einen geruhſamen Lebensabend! Gute Nacht!"

Das letzte Rezept

1909

Auf dem weit hinauslaufenden Seestege des großen und eleganten Ostseebades Z. war der gewohnte Korso des Spätnachmittags. Der wolkenlose Julitag hatte Scharen von Besuchern aus dem benachbarten D. herausgelockt, die mit den zahlreichen Badegästen zu einem bunten Haufen gemischt in zwei mächtigen Strömen auf dem breiten Stege aneinander vorüberfluteten. Wie aus einem unerschöpflichen Bassin ergoß sich aus dem Gewimmel des Kurgartens die eine Strömung nachlassend bald, bald anschwellend, aber nie ganz unterbrochen, hinaus bis an die äußerste Rampe der hölzernen Landungsbrücke, wo buntbewimpelte Masten sich auf der leise klatschenden Flut schaukelten. Auf der anderen Seite zog ebenso unerschöpflich und unaufhörlich die umgekehrte Strömung wieder zurück in das gastlich wartende Becken des Kurgartens, aus dessen Tiefen die Klänge der beiden einander ablösenden Musikkapellen schmeichelnd

und aufpeitschend hinaus auf den Steg und weit über den glitzernden Wasserspiegel zogen.

Ein kräftiger Ost hatte tagsüber geweht und auf den tiefblauen Wassern kleine weiße Schaumkränze gekräuselt. Jetzt, gegen Abend, war es stiller und weicher geworden, und nur die würzige Salzluft, die die Lungen atmeten, kündete von unermessenen Weiten, über die der Seewind sie hergetragen.

Auf einer Bank in einer von den eingebauten Nischen des Stegs saßen der Sanitätsrat Petersen und der Oberstleutnant Breithaupt, beide aus D., und sahen dem ununterbrochenen Hin- und Herfluten der beiden Menschenströme mit Interesse zu. Schwarzäugige polnische Schönheiten, mit leicht schattierter Oberlippe, kokette Husarenoffiziere, russische Juden mit Ringellöckchen und weisheitsgebeugten Rücken, kichernde Backfische, verfolgt von Arm in Arm eingehängten Gymnasiasten, schwer auftretende Gutsbesitzer mit ihren hochgewachsenen Frauen, windige Fähnriche, zu Dreien oder Vieren nebeneinander, alte, längst aus der Mode gekommene Damen mit bebänderten Kapotthüten, in eifrigem Gezischel und Getuschel, junge Assessoren von militärischer Haltung, würdige Oberlehrer mit schief getretenen Absätzen und zerknitterten

Hosen, und rechts und links, davor und dahinter die Legion der Unauffälligen, Unerkenntlichen, Neutralen . . . Ein Kommen und Gehen, Schieben, Drängen, Stoßen, ein Aufblitzen und Verschwinden.

„Allewetter!" meinte kopfschüttelnd der Oberstleutnant, ein mittelgroßer, eleganter Vierziger, den das militärische Handwerk schlank und sehnig erhalten hatte. „Wie sich das hier herausgemacht hat, das Badeleben, in den fast zwanzig Jahren, die man draußen war! Kaum wiederzuerkennen!"

Der Sanitätsrat strich sich nachdenklich das bartlose, fast viereckige Kinn. Er war groß, breitschultrig, mit starken Backenknochen, tiefliegenden Augen und weitausholenden, langen Armen. Das breite, glattrasierte Gesicht in der Art eines englischen Reverend trug die unbestimmte Spätsommerfärbung der Jahre um die Fünfzig herum.

„Ja, unsereiner hat das hier wachsen und werden sehen," nickte er. „Und doch, an einem Tage wie heute, vor diesem Menschengewimmel, komme ich selbst nicht aus dem Wundern heraus, wie sich das alles so schnell, so . . . so pilzartig, so amerikanisch hat entwickeln können. Die Welt ist überhaupt voller Wunder. Man muß sie nur zu sehen verstehen."

Peterſen ſchwieg und ſtrich ſich wieder das tief auf die Bruſt geſenkte Kinn. Seine Redeweiſe hatte etwas Schweres, Langſames, Ruckweiſes. Man fühlte ſich an eine Lokomotive erinnert, deren Kolben ſich ſoeben in Bewegung ſetzen und faſt noch unſicher auszugreifen beginnen.

Plötzlich ſtand er auf und zog in ſeiner linearen Art den Hut. Der Oberſtleutnant grüßte militäriſch mit. Das etwas ungleiche Ehepaar, dem der Gruß gegolten hatte, dankte und ſchwamm langſam im Strom vorüber. Es war ein langer, hagerer, vornüber gebeugter, greiſer Herr, dem der eisgraue überhängende Schnauzbart etwas von einem alten Offizier gab. Im Gegenſatz zu ſeiner mühſam gehaltenen Hinfälligkeit ſchien die große, ſchöne, üppig brünette Frau an ſeiner Seite noch auf der Mittſommerhöhe des Lebens. Nur das tiefſchwarze, faſt bläulich getönte Haar ſchimmerte jetzt von rückwärts, wie die Abendſonne darauf fiel, in einer diskreten ſilbernen Schattierung. Aber der hochhüftige, wiegende Gang und der jugendlich ebenmäßige, wenn auch volle Wuchs ſchienen die leiſe mahnenden Herbſtzeichen Lügen zu ſtrafen.

„Wer war das doch?“ fragte der Oberſtleutnant und runzelte die Stirn, wie jemand,

der nach etwas Vergeſſenem ganz hinten in der Bodenkammer der Erinnerungen ſucht. „Die Herrſchaften müßt' ich doch... Jaja, die zwanzig Jahre! Die zwanzig Jahre! Verdammt noch eins!"

„Wer das war?" wiederholte der Sanitätsrat und zog die Mundwinkel herunter, ſo daß man das mächtige Raubtiergebiß hervortreten ſah. „Rittergutsbeſitzer Major von Faber war das, mein lieber Oberſtleutnant, und die nicht mehr junge, aber immer noch ſchöne und äußerſt begehrenswerte Dame an ſeiner Seite war natürlich ſeine Frau."

„Natürlich?" lächelte der Oberſtleutnant. „Na, grade natürlich...?! Es muß doch ein hübſcher Altersunterſchied..?"

Peterſen legte bedächtig ſeine Hand auf Breithaupts Arm.

„Inſofern natürlich, als es eben ſeine zweite Frau iſt. Die erſte iſt ſchon vor faſt einem Menſchenalter geſtorben."

„Von Faber? Von Faber?" überlegte der Oberſtleutnant und ſchien wieder zu ſuchen.

Der Sanitätsrat holte mit einer weiten Armbewegung aus und rundete vorkoſtend die Sätze.

„So ſieht man die Tragödien an ſich vorüber wandeln. Es fehlen nur leider die Dichter, die ſie nach dem richtigen Rezept zu ſchreiben

verſtehen. Der Fall da gehört auch zu dem Kapitel von dem Wunderbaren und Abſonderlichen, von dem die Welt voll iſt. Man braucht ſich nur die richtige Brille aufzuſetzen."

Breithaupt hatte nur halb zugehört. Irgendwo ſchien ihm irgend etwas aufzublitzen.

„Faber! Faber!" rief er lebhaft. „Da hatten wir mal einen Leutnant von Faber bei den Zweiten Huſaren. Es war ſo ungefähr meine Jahresklaſſe. Und ja, richtig . . . das wären dann wohl der Onkel und die Tante? Gekannt hab' ich ſie mal. Toll, wie man herauskommt! Geradezu toll! . . . Wo iſt eigentlich der junge Faber hingeraten?"

Der Oberſtleutnant unterbrach ſich ſelbſt und ſchlug ſich lachend aufs Knie.

„Jung! Jung! Der muß genau ſo ein alter Knaſterbart ſein wie unſereins. Aber natürlich, bei ſich ſelbſt zählt man mit. Die andern, die einem verſchwunden ſind, bleiben jung."

„Verſchwunden iſt das richtige Wort," ſagte der Sanitätsrat und nickte mehrere Male bedeutſam vor ſich hin. „Er iſt nämlich wirklich verſchwunden! . . . Verſchwunden in des Wortes vollſter Bedeutung! Ausgetilgt und fort! Wie man ein Licht ausbläſt! Spurlos

fort! Über Nacht! Ein Menſch ſollte eigentlich gar nicht ſo verſchwinden können! Und doch iſt es geſchehen! Das Leben hat es möglich gemacht. Auch das ſcheinbar Unmögliche, daß Menſchen plötzlich auf Nimmerwiederſehen verſchwinden."

„Was heißt das?" fragte der Oberſtleutnant mit offenem Munde. „Verſchwunden? Regulär verſchwunden, der junge Leutnant von Faber?"

„Verſchwunden! Wirklich und wahrhaftig und definitiv verſchwunden! Denn daß jetzt nach zwanzig Jahren ſich noch eine Spur von ihm vorfinden ſollte, iſt doch kaum mehr anzunehmen. Es bleibt alſo dabei, hier iſt ein junger, geſunder, lebensfroher . . . ſogar äußerſt lebensfroher . . . vielleicht zu lebensfreudiger Menſch wie durch eine unſichtbare Verſenkung in einen unergründlichen Schacht oder in ein unten durchfließendes, reißendes Waſſer gefallen und nie mehr wieder zum Vorſchein gekommen. Iſt das nicht eine Tragödie nach allen Rezepten, mein lieber Oberſtleutnant?"

„Es kommt nur darauf an, für wen?" meinte dieſer nachdenklich. „Ob für den Verſchwundenen ſelbſt oder auch noch für andere, dritte Perſonen?"

„Ja, das iſt die Frage," nickte Peterſen und richtete ſeinen Blick über die beiden aneinander vorüberflutenden Menſchenſtröme hinweg auf die blaue Weite der See. „Das iſt die Frage! Es könnte ja eine Tragödie für ... für alle Teile geweſen ſein. Aber da liegt vielleicht der Schleier, der nicht gelüftet ſein will."

Oberſtleutnant Breithaupt ſann einen Augenblick vor ſich hin.

„Das muß geſchehen ſein, als ich ſchon im Weſten ſtand. Sonſt wäre es mir doch kaum entgangen. Vielleicht war es im Manöver, wo man keine Zeitungen lieſt?"

„Allerdings! An einem Manövertage, hier oben auf der Höhe! In Groß-Prangſchin! So heißt das Gut des Onkels, des Majors von Faber ... Da kommt er ja grade zurück, der alte Herr, mit ſeiner ſchönen Frau! Doch ſchon recht klapperig geworden, der gute Major! Und was war das mal für ein Eiſenfreſſer vor jenen zwanzig, dreißig Jahren!"

„Ja, ich erinnere mich, erinnere mich," murmelte der Oberſtleutnant.

Peterſen ſtrich ſich die faltigen Wangen, ſo daß die Backenknochen noch ſtärker als ſonſt hervortraten.

„Aber die Zeit wird auch mit den Eiſen-

freſſern fertig," fuhr er fort. „Neugierig bin ich nur, wann ſie mal an die Reihe kommt. Man ſieht ihr ihre zweiundvierzig wahrhaftig nicht an! ... Wären Sie nicht auch noch imſtande, für ſolch ein Weib Dummheiten zu machen, mein lieber Oberſtleutnant?"

Er hatte ſich ſeitwärts weit zurückgelehnt und warf dem neben ihm Sitzenden einen ſchalkhaft blinzelnden Blick aus ſeinen tiefen Augenhöhlen zu.

Breithaupt lächelte und zuckte mit den Achſeln.

„Jedenfalls ſcheint ſie den Teufel im Leibe zu haben."

„Und jetzt ſtellen Sie ſich vor," fiel der Sanitätsrat ein, „ſtellen Sie ſich vor, was die mit zwanzig Jahren ... Halt! Halt!" unterbrach er ſich ſelbſt. „Wir haben Glück. Die Tragödie rundet ſich zum Ganzen. Da! Sehen Sie hin!"

Des Oberſtleutnants Augen folgten unwillkürlich der Blickrichtung ſeines Nachbarn in die vorübertreibende Menge, wo ſoeben ein unterſetzter, dunkel gekleideter Herr, in mittleren Jahren, tief ſeinen Zylinder vor dem ihm begegnenden Faberſchen Ehepaare zog. Der Major dankte höflich. Frau von Faber erwiderte mit einer kaum ſichtbaren Kopfneigung. Dann hatten Strom und Gegenſtrom ſie getrennt.

„Das ist der Geheime Regierungsrat Stubenrauch, der die beiden da eben grüßte," erklärte Petersen auf Breithaupts fragende Gebärde.

„Regierungsrat?" meinte dieser erstaunt. „Den hätt' ich, weiß Gott, für einen Schulmeister gehalten!"

„Nicht übel diagnostiziert," lachte Petersen in seiner breiten Art. „Er ist nämlich wirklich früher Schulmeister gewesen, ist aber dann durch verschiedene politische und soziale Schriften zur Regierung hinübergekommen. Er hat eine glänzende Karriere hinter sich und, wie es heißt, auch vor sich. Unter uns gesagt, ein gefährlicher Streber vor dem Herrn!"

„Und was hat Herr Stubenrauch mit der Tragödie des jungen Faber zu tun?" fragte der Oberstleutnant und sah dem dunkel gekleideten Herrn nach, dessen Zylinder sich durch die Menge dahin schlängelte.

„Er war Hauslehrer im Faberschen Hause, als die Geschichte passierte. Als Leutnant von Faber in einer Septembernacht verschwand."

„Und weiter?"

Der Sanitätsrat schwieg einen Augenblick. Dann beugte er sich vor und sagte, mit einem merkwürdigen Ausdruck von Verschlossenheit auf dem faltigen, ausgearbeiteten Gesicht: „Nichts

weiter, Herr Oberſtleutnant! Ich erwähnte die Perſon des Herrn . . . Herrn Regierungsrats Stubenrauch nur ſozuſagen zur Abrundung des ganzen Bildes. Zur Vervollſtändigung des Perſonenverzeichniſſes beſagter Tragödie. Er war eben mit dabei. Er war Augenzeuge. Weiter nichts!"

Der Oberſtleutnant ſah ſeinen Nachbarn von der Seite an.

„Doch nicht etwa . . . etwa . . . ?"

„Ein kleiner Mord! meinen Sie?" fiel dieſer ein. „Nein! Nein! Ganz ausgeſchloſſen! In dieſer Beziehung iſt alles geſchehen, um einen Zweifel auszuſchließen. Leutnant von Faber iſt auf keinen Fall ermordet worden. Er iſt nur einfach verſchwunden."

„Einfach verſchwunden!" wiederholte Breithaupt und lachte kurz auf. „Sehr einfach das! . . . Und ſagen Sie, Doktor, wie ſind Sie denn zu der ganzen Geſchichte gekommen?"

Der Sanitätsrat erhob ſich langſam von der Bank.

„Ich war damals junger Arzt hier in der Kreisſtadt, zu der Groß-Prangſchin gehört. Am Tage nach dem Verſchwinden des Leutnants von Faber wurde ich Hals über Kopf gerufen, weil die Dame des Hauſes, Frau Major von

Faber, die angeheiratete Tante, wie gesagt, des Verschwundenen, von einem plötzlichen Nervenfieber befallen war."

„Ah so!" warf Breithaupt hin und erhob sich ebenfalls.

„Ja, der Schreck! Die Aufregung! Sehr begreiflich!" sagte Petersen und strich sich das Kinn.

„Sehr begreiflich!" wiederholte der Oberstleutnant.

„Und jetzt, denke ich, gondeln wir langsam zu unserm Grog," meinte der Sanitätsrat. „Der Abend wird kühl."

„Ja, man muß die Seeluft nach Möglichkeit konterkarrieren," bestätigte der Oberstleutnant.

Langsam ließen sich die beiden von der Woge des Menschenstroms den schluchzenden Violinen des Kurgartens entgegentreiben.

* * *

Ungefähr acht Wochen später saß Sanitätsrat Petersen dem Geheimrat Stubenrauch in dessen etwas düster eingerichtetem Arbeitszimmer gegenüber. Es war ein Septemberabend, und auf dem Arbeitstisch, der trotz der aufgeschichteten Bücher, Papiere, Broschüren, Aktenstücke, eine sorgfältige Ordnung zeigte, brannte die Petroleumlampe. Stubenrauch hatte den grünen Halbschirm zu sich gedreht, so daß man die hohe

Stirne mit den zurücktretenden und glatt nach hinten gekämmten Haaren, die Brillengläser vor den forschenden Augen und den buschigen Schnurrbart nur undeutlich erkannte und alles Licht auf den ihm gegenübersitzenden Sanitätsrat fiel.

„Also keine besondere Gefahr, Herr Geheimrat," sagte Petersen und rückte mit seinem Sessel etwas aus dem Lichtschein der Lampe. „Schlaflosigkeit, nervöse Überreizung! Hier habe ich Ihnen das Pulver aufgeschrieben. Es wird seine Schuldigkeit tun!"

Er reichte Stubenrauch das Rezept über den Tisch.

„Aber bitte, genau nach Vorschrift! Mit Morphium ist nicht zu spaßen. Der Schlaf könnte sonst etwas tief und reichlich werden."

„Wäre das so zu bedauern?" klang die Stimme des Geheimrats herüber.

Petersen richtete sich mit einem Ruck in seinem Sessel auf.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Geheimrat."

„Sie wundern sich wohl, daß ich gerade Sie konsultiere, Herr Sanitätsrat," klang es wieder aus dem Halbdunkel her.

„Ich pflege mich nur noch als Mensch zu wundern, aber längst nicht mehr als Arzt."

„Es ist lange her, seit wir beide miteinander

zu tun gehabt haben, Doktor Peterſen," kam wieder die Stimme. „Geſehen haben wir uns ja wohl öfters. Erſt unlängſt, beim Begräbnis des Majors! Wie fanden Sie die trauernde Witwe?"

Peterſen erhob ſich.

„Ich glaube, wir brechen das Geſpräch ab, Herr Geheimrat."

Auch dieſer war aufgeſtanden und einen Schritt vorgetreten. Die beiden Männer waren einander zu beiden Seiten des Tiſches aufrecht gegenüber.

„Doktor Peterſen!" ſagte der Geheimrat und funkelte den andern mit ſeinen Brillengläſern an. „Seit zwanzig Jahren werde ich den Gedanken nicht los, daß Sie etwas wiſſen, was niemand hier wiſſen dürfte, wenn noch Ehre in der Welt wäre! Bei dem Begräbnis vor vier Wochen iſt mir der Gedanke zur Wahrſcheinlichkeit, heute, hier, zur Gewißheit geworden."

Der Sanitätsrat runzelte die Stirn und zog die Mundwinkel herunter.

„Keine Sorge deshalb!" erwiderte er trocken. „Ich bin ja Arzt und als ſolcher gewöhnt, Sachen für mich zu behalten. So ſchwer es auch manchmal fallen mag."

Stubenrauch ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß die Lampenglocke klirrte.

„Der nichtswürdige Burſche hat alſo wirklich ſein heiliges Ehrenwort gebrochen! Hat es offenbar noch in derſelben Nacht gebrochen, wo er es mir gegeben hat! Das nennt man Offiziersparole!“

„Sie verwechſeln die Rollen, wie mir ſcheint, Herr Stubenrauch,“ entgegnete der Sanitätsrat, und ſein Ton klang kalt wie Stahl. „Wenn hier einer ſchuldig zu ſprechen iſt, ſo iſt es ſicher nicht der junge, leichtſinnige Menſch, der ſeine Unüberlegtheit ſchlimmer als mit dem Tode gebüßt hat! Mit Vernichtung bei lebendigem Leibe! Der für ſeine Verirrung ausgeſtrichen worden iſt aus der Menſchheit! Ausgeſtrichen wenigſtens aus der Menſchheit, die für ihn die Menſchheit überhaupt war! Wer das auf ſeinem Kerbholz hat, ſollte mit dem Wort Ehre vorſichtig umgehen.“

Stubenrauch war aufgefahren. Einen Augenblick ſchien es, als wolle er ſich mit geballten Fäuſten auf den andern ſtürzen, der, ruhig, groß und breit aufgepflanzt, vor ihm ſtand. Aber dann kam die Beſinnung wieder. Er ließ die geballte Fauſt ſchwer auf die Tiſchplatte fallen und lachte bitter auf.

„Unüberlegtheit?! Verirrung?! Sonſt nichts?! Sie ſtehen alſo auch auf dem höchſt

modernen Standpunkt, daß man das Recht hat, das Weib des Mannes, dem man alles verdankt, einfach für sich zu nehmen, wenn einen die Lust so anwandelt! Und noch dazu im eigenen Hause seines Wohltäters! Denn das war der alte Faber für seinen Neffen! Alles hatte ihm der Junge zu danken! Seine Erziehung! Seine Stellung im Leben! Seine ganze Existenz! Alles! Alles! Und zum Lohn dafür stiehlt ihm der zügellose Lump sein Weib! Seine junge, schöne Frau, zu der andere kaum von weitem aufzublicken wagten! Stiehlt sie ihm mit kaltem Blut fort! Zieht sie in den Sumpf seiner eigenen Libertinage! Macht eine Frau, die als eine Göttin hätte dastehen können, genau so niedrig und gemein, wie der ganze Bursche selber war! Das ist es, wofür es keine Verzeihung gibt! Daß er noch ein anderes Wesen mit sich hinuntergerissen hat, daß er ein holdes, unvergleichliches Menschenbild für immer in den Schmutz getreten hat! Dafür hat er bezahlen müssen! Dafür hab' ich ihm Vernichtung zudiktiert! Und zwar mit Recht! Vor Gott und Menschen mit Recht! Daran werde ich bis zu meinem letzten Atemzuge festhalten!"

Stubenrauch hatte die Sätze in leidenschaftlicher Erregung herausgestoßen. Es war, als

ſei die dichte Lavadecke, die dieſen Vulkan ſo viele Jahre verſchloſſen hatte, mit einem Ruck geſprengt, und wie Feuerkugeln praſſelten die Worte aus dem geöffneten Abgrund.

Der Sanitätsrat hatte mehrere Male vergebens verſucht, ſich in dem Sturm Gehör zu verſchaffen. Jetzt legte er dem andern, der, mühſam atmend, faſt keuchend, mit ſchweißbedeckter Stirn daſtand, ſeine ſchwere Hand auf den Arm.

„Wer ſagt Ihnen denn, daß Frau von Faber und ihr Neffe in einem ſträflichen Verhältnis ſtanden? Sie kannten ſich ſeit ihrer Kinderzeit. Es war eine Liebelei. Vielleicht nicht gerade ſo ganz unſchuldiger Art, aber ſicher auch nicht über die letzten Grenzen hinaus!“

„Es war keine Liebelei!“ ſchrie Stubenrauch und ſchlug von neuem auf den Tiſch. „Haben Sie ſich auch beſchwatzen laſſen? Jetzt merk' ich doch, woher Sie Ihre Weisheit bezogen haben! Ich kenne die Melodie und ich kenne auch die Begleitung! Ja, darin war ſie von jeher groß, Menſchenherzen zu betören! Haben Sie ſich das glücklich von ihr aufſchwatzen laſſen?“

„Darüber bin ich Ihnen keine Auskunft ſchuldig, Herr Stubenrauch,“ entgegnete der Sanitätsrat und zog wieder die Mundwinkel

herunter. „Jedenfalls war es nach meiner Kenntnis eine Liebelei und weiter nichts.“

„Es war keine Liebelei! Es war ein glatter, aufgelegter, nichtswürdiger, fortgesetzter Ehebruch! Das war es! Der kleine, unbedeutende Hauslehrer hat gut aufzupassen verstanden! Die Herrschaften haben sich in ihrem Größenwahn nicht träumen lassen, daß der Herr Niemand, der sich da im Hause herumdrückte und hochnäsige Rangen einpaukte, daß der so vorzügliche Augen haben könnte!“

Er schwieg einen Augenblick und tupfte sich mit dem Taschentuch die glühende Stirn. Dann deutete er auf eine alte, grün verschossene Mappe, die neben den Büchern und Akten auf dem Tisch lag.

„Da! Da! Da!... Es ist alles niedergelegt und aufgezeichnet! Alle die schwülen Stelldichein nachmittags in der Fliederlaube, mit denen es anfing, und alle die nächtlichen Ausflüge der gnädigen Frau über den Gang hinüber, mit denen es aufhörte und die das Maß vollmachten! Oh, es hat mich manche Nacht gekostet, so oft der Herr Leutnant zu Besuch im Hause war! Aber dafür hat es sich auch gelohnt! Die Hälfte von dem Material da hätte genügt!... Oder glauben Sie viel-

leicht, als ich dem hochnäſigen Junker in der Entſcheidungsnacht gegenüberſtand, ſo wie wir beide uns hier gegenüberſtehen, ich hätte ihn mit leeren Redensarten in die Kniee gezwungen? Wenn ich Gericht halten wollte über den Burſchen, mußt' ich Beweiſe haben, wie ſich's vor Gericht gehört! Und die hab' ich gehabt! Mehr als genug!"

Stubenrauch machte ein paar kurze Schritte, wie um Atem zu ſchöpfen. Dann trat er dicht zu Peterſen, der ſich mit den Handknöcheln auf die Tiſchplatte ſtützte und mit geſenktem Kopf vor ſich hinſann.

„Wie haben Sie das vorher genannt?" ſagte er. „Ich hab' ihn aus der Menſchheit ausgeſtrichen! Aus ſeiner Welt und aus ſeiner Menſchheit! Ja, das iſt richtig! Aber meinen Sie etwa, jemand ließe ſich das gutwillig gefallen, wenn ihm noch etwas anderes übrigbleibt? . . . Zwei Wege ſtanden ihm offen, denn der dritte war ſelbſt für einen Menſchen, wie er, ungangbar."

Der Sanitätsrat hatte die Hand an die Stirne gelegt.

„Welches war denn der dritte?" fragte er nach einem Augenblick faſt wie zerſtreut.

„Der hätte ihn am folgenden Morgen in das Wäldchen beim Schloß gegen ſeinen väterlichen Wohltäter geführt, die Piſtole in der Hand!"

„Und Sie hätten die nötige Anzeige bei dem Major gemacht?... Sie?!... Nicht wahr?“ warf Peterſen ein und wandte ſich mit einer verächtlichen Gebärde halb zur Seite.

Der Geheimrat ſchien ſeine Ruhe wieder zu haben.

„Ich hätte die Anzeige gemacht,“ ſagte er ſchwer und nachdrücklich. „Wenn Sie auch noch ſo ſehr die Naſe rümpfen! Der Lüſtling mußte fort! Das Haus mußte reingefegt werden von all dem Schmutz! Von all der Sünde!“

„Daß Sie dabei aber auch das Leben des Majors aufs Spiel ſetzten, wenn es zum Duell kam, das nahmen Sie ruhig auf Ihre Kappe?“

„Das mußte ich wohl! Aber ich vertraute auf den da droben und auf die Stimme in meiner Bruſt. Der Burſche konnte doch ſeinem Wohltäter nicht mit der Piſtole entgegentreten! Nein, das hätte die Vorſehung nie und nimmer zugelaſſen! Und ſie hat es nicht zugelaſſen!... Nur zwei Wege ſtanden dem Jungen offen. Entweder ein Ende zu machen oder zu gehen für immer. Zum erſten war er zu feige. Solche Naturen ſind immer feige! Alſo blieb ihm nichts übrig als das zweite. Und das hab' ich voraus gewußt! Er hat ſich ſelbſt bei leben-

digem Leibe aus der Menschheit ausgestrichen! Die Strafe hatt' ich mir für ihn ausgedacht! Für ihn und für sie! Und ich glaube, ich habe gerechtes Gericht gehalten!"

Sanitätsrat Petersen legte zwei Finger seiner rechten Hand zwischen die Knöpfe seiner schwarzen Weste und richtete sich in seiner ganzen Höhe und Breite auf.

„Und wenn eines Tages einmal Gericht über Sie gehalten wird, Herr Geheimrat Stubenrauch? Was dann?"

Stubenrauch senkte schweigend den Kopf und kreuzte die Arme über der Brust.

„Sie haben Ihrem Opfer den Mund verschlossen," fuhr Petersen ruhig und gemessen fort. „Sie haben ihm die Schlinge um den Hals geworfen und dabei verlangt, daß es nicht schreien soll. Sehr fein eingefädelt, mein lieber Herr Stubenrauch! Sie haben nur nicht mit der menschlichen Natur gerechnet. Sie haben nicht daran gedacht, daß auch ein Ehrenwort nur eine gesellschaftliche Konvention ist, und daß ein heißblütiger zweiundzwanzigjähriger Mensch im Augenblick, wo alle anderen Konventionen von ihm abfallen sollen, sich auch an die letzte Konvention, an sein Wort, nicht mehr kehren wird."

„Der eidbrüchige Schuft!“ ſtieß Stubenrauch aus.

„Nein, nein, mein lieber Herr!“ ſagte Peterſen mit einer ruhig abwehrenden Geſte. „Sie ſelbſt haben ſich über Recht und Konvention hinweggeſetzt, als Sie ſich in Ihrer Selbſtherrlichkeit vermaßen, über einen anderen Gericht zu halten! Alſo wundern Sie ſich auch nicht, wenn es der andere ebenſo gemacht hat und ſich in ſeiner Herzensnot noch einmal zu der Frau geſchlichen hat, von der er ſich für immer losreißen ſollte! Seinem Wort zum Trotz hingeſchlichen hat! Wundern Sie ſich gefälligſt nicht!“

Peterſen ſchwieg ein paar Augenblicke und ſchien wie zu einem letzten zuſammenfaſſenden Reſümee auszuholen, während der andere noch immer mit gekreuzten Armen vor ihm ſtand, ein leiſes ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen.

„Und was hätten Sie geſagt, mein lieber Herr Stubenrauch, wenn eines Tages der Verſchollene wieder aufgetaucht wäre, vielleicht jetzt noch auftauchen würde, oder wenn nun nach dem Tode des Mannes, wo es keine Rückſichten mehr für ſie gibt, etwa Frau von Faber den Mund auftun würde? Könnte es nicht ein ſehr merkwürdiges Licht auf den Geheimrat Stubenrauch werfen, wenn die Welt erführe,

wie ſich einmal der Herr Hauslehrer Stubenrauch eines glücklichen Nebenbuhlers entledigt hat?“

Stubenrauch durchzuckte es. Er machte eine heftige Bewegung mit den Armen, wie jemand, der im Schlaf einen Alp von ſich zu wälzen ſucht.

„Das Wort lehne ich ab! Ich ſtehe rein da vor meinem Gott! Ich habe aus Pflichtbewußtſein gehandelt! Aus keinem anderen Grunde!“

„Nur die Frage, ob Ihnen die Welt das glauben wird, wenn einmal die Beteiligten zu ſprechen anfangen! Nicht ich! Aber die, die es angeht! . . . An die Möglichkeit haben Sie wohl noch nie gedacht, Herr Geheimrat Stubenrauch?“

„Sie unterſchätzen meine Menſchenkenntnis, Herr Doktor Peterſen,“ antwortete Stubenrauch und ſein Geſicht bekam im Widerſchein der Petroleumlampe einen merkwürdig wächſernen Ausdruck. „Ich habe im ſelben Augenblick gewußt, wo ich Viktor von Faber ſein Ehrenwort abnahm, ſpurlos und ſchweigend zu verſchwinden, ich habe gewußt, daß er ſein Wort über kurz oder lang einmal brechen würde. Ich habe mit der abſoluten Sicherheit gerechnet, daß von ihrer oder von ſeiner Seite beſtimmt einmal der Gegenſchlag kommen würde. Aber das hat mich nicht abgehalten, meine heilige

Pflicht zu tun. Ja, das Bewußtsein hat mir mein Leben erst wirklich wertvoll und kostbar gemacht, hat mich jede Stunde, die ich dem unvermeidlichen Schicksal abgewann, als einen doppelten, dreifachen, unentreißbaren Besitz genießen lassen. Vielleicht habe ich meine ganze, nicht unbedeutende Laufbahn nur unter dem Druck dieser Voraussicht gemacht, denn ich habe gewußt, daß meine Zeit knapp sein würde, und daß ich mich mit meinem Tagewerk beeilen müßte, um vor dem da droben nicht mit leeren Händen dazustehen."

Er atmete einmal tief auf und legte die Hände an die Brust.

„Seit zwanzig Jahren sitze ich auf dem Pulverfaß und warte auf den Augenblick, wo die brennende Lunte so weit sein wird. Jedesmal, wenn es an der Türe da klopft, richte ich mich auf und erwarte, daß das Schicksal hereintreten wird. Auch vor einer Stunde wieder, als Sie kamen. Und doch wußte ich, daß Sie es waren, denn ich hatte Sie ja hergebeten. Sie sehen, ich bin auf alles gefaßt."

Der Sanitätsrat hatte in seltsamer Bewegung zugehört. Vor seinen Blicken schien die gedrungene Gestalt des anderen zu wachsen. Jetzt faßte er ihn fest ins Auge.

„Und wenn nun wirklich einmal die Türe da ſich öffnet und das Schickſal tritt herein, um abzurechnen, was dann, Herr Geheimrat Stubenrauch?“

„Dafür hab' ich ein letztes und untrügliches Rezept,“ erwiderte Stubenrauch, nahm langſam das Papier mit der Verordnung, das der Arzt auf den Tiſch gelegt hatte und ſteckte es in die Bruſttaſche.

Peterſen machte erregt einen Schritt auf ihn zu.

„Herr . .?! Dazu haben Sie mich . .?! Sie ſind ein . .!“

Er verſchluckte den Satz und wandte ſich heftig ab.

Stubenrauch ſtand ruhig und abwartend da. Seine Worte klangen kalt und ſicher.

„Meinen Sie, ich ſoll mit anſehen, wie die beiden ſich womöglich noch zuſammenfinden, jetzt wo der Platz frei geworden iſt?! Ich ſoll mit anſehen, wie das Verbrechen von einſt am Ende noch legaliſiert und ſtandesamtlich abgeſtempelt wird?! . . Nein, nein, ich habe gewußt, warum ich Sie hergebeten habe, Herr Doktor Peterſen!“

Der Sanitätsrat ſchlug ſich mit der Hand auf den Schenkel und lachte kurz auf.

„Sie haben eine verdammt ironiſche Art, Witze zu machen, Herr Geheimrat Stubenrauch! So wie Sie dem jungen Windhund einmal das Rezept geſchrieben haben, ſo laſſen Sie es ſich jetzt von mir ausſtellen! ... Haben Sie die Menſchen immer ſo als Schachfiguren hin und her geſchoben?"

„Vielleicht!"

„Und wie wollen Sie das ... das Rezept vor Ihrer Vorſehung da oben verantworten?"

„Das iſt meine Sache!" antwortete der Geheimrat kurz und wandte ſich weg.

Peterſen warf einen langen Blick auf den einſilbig gewordenen Mann, auf den die hohen Bücherregale ringsum an den Wänden ernſt und ſchweigend herunterſahen.

„Sie ſind ein merkwürdiger Menſch! Schade, daß wir aneinander vorübergegangen ſind! ... Aber glauben Sie, daß die Welt für Ihren ſonderbaren Heroismus Verſtändnis beſitzen wird?"

Stubenrauch gab keine Antwort.

Sanitätsrat Peterſen verneigte ſich und ging langſam durch das Zimmer. An der Tür wandte er ſich noch einmal um und nahm mit einem letzten Blick den verſchloſſen daſtehenden Mann in ſich auf. Dann öffnete er die Tür und ging hinaus.

Wenn wir alt ſein werden

1897

ie Sonne ſteht ſchräg am wolkenloſen Himmel. Es iſt ein Septembertag, ſo um die zweite Hälfte herum, wann die Farben ſchon tiefer glühen und alle Fernen zu leuchten beginnen. Dort hinten, den blauen Streif am Horizont, erkennſt du ihn, Mathilde, mein Weib?

Die Luft iſt durchſichtig und rein, wie geſchliffener Kriſtall. Kein Wölkchen überhaucht die ſpiegelklare Weite. Still und glatt liegt das Land im warmen Septemberlicht. Vorüber ſind die ſchwülen Gewitterſchauer blütenſchwerer Maientage. Vorüber der blendende Hochſommerglanz auf grünen wogenden Weizenfluren. Die Sonne ſteht ſchräg über gelben Stoppelflächen. Es iſt ein Septembertag, mild und reif und ruhig und ausgeblüht. Wie alle Farben ſchon tiefer glühen, und wie die Fernen zu leuchten beginnen!

Mathilde, mein Weib, erkennſt du den

blauen Streif, weit, weit hinten am Horizont? Verſchatte die Augen mit der Hand, die tiefen, rätſelvollen Augen, in die ich mein Geheimnis verſenkt habe, und ſieh hinüber nach der ſeligen Ferne. Erkennſt du ſie? Laß dir Zeit! Schau andachtsvoll hinüber! Du wirſt nie mehr ihresgleichen ſehen. Dort liegt, was wir waren. Unſer Frühling und unſer Sommer, Blütenregen und Gewitterſchauer, Sturmgeſang und Nachtigallenſchlag, Gletſcherſchroffen und leuchtende ſüdliche Meere, Gläſerklang und ſilbernes Lachen und bachdurchrauſchte Mitſommernacht, lärmende Märkte, Kampf und Sieg und Widerſtreit und ächzende Seufzer in letzter Not, Menſchenliebe und Menſchenhaß, gähnende Verachtung und tiefſtes Verzeihen, heißes Ringen und Ernteſegen und mondbeglänzter Wieſengrund, das alles liegt dort und noch vieles andere, was nur wir beide wiſſen, wir Alten, und was wir niemandem verraten werden, nicht unſeren Kindern, die jetzt dort draußen in der ſilbernen Ferne ihren Kampf durchkämpfen, wie einſt wir den unſern, und nicht deren Kindern und keiner Menſchenſeele.

Du ſchweigſt und lächelſt und neigſt den Kopf mit dem ſeidenweichen braunen Haar, mit dem du mich — denkſt du daran — ſo

manchesmal umflochten haſt, und das nun ſchon viele, viele ſilberne Fäden durchziehen. Wie haſt du gelacht und dich geſträubt und ſchmollend den Kopf zurückgeworfen, als ich einſt den erſten Schimmerfaden in dem dunkeln Seidengeſpinſt entdeckte! Und auch ein kirſchrotes Kiſſen, das unter der ſchweren Flut hindurchleuchtete, hat eine Rolle an jenem Nachmittag geſpielt.

Verhalte mir nicht den Mund! Wir ſind allein in dem verlaſſenen ſonnengebadeten Obſtgarten, von dem man ſo weit hinausſchaut in das Land, bis hinüber zu dem blauen Höhenſtreif am Horizont. Wir ſind allein, und niemand hört uns. Die Obſtbäume ſtehen ſo ſtill, beladen mit all dem ſaftigen Segen, der ihre Zweige zu Boden drückt. Die Blumen blühen ſo ſchweigſam, Aſtern, Geranien, Georginen, ſo duftlos in ihren gezirkelten Beeten, um die ſich der weiche Raſen ſchmiegt. Kein Lüftchen bewegt die roten Beeren der Ebereſchen an der großen Landſtraße, die draußen vor dem Garten vorüber zieht. Der Weg hat mich einſt in die Ferne hinausgeführt. Den Weg bin ich ſpät zurückgekommen, und du warſt an meiner Seite.

Wie iſt es ſtill! Nur die Sperlinge zwitſchern auf dem roten Giebeldach und in der mächtigen Lindenkrone, dem hundertjährigen Wahrzeichen

dieſes Hauſes. Aber wegen der Sperlinge dürfen wir ruhig weiter reden. Es bleibt unter uns und den Sperlingen. Denn die andern Vögel, denen ſie es verraten könnten, ſind ſchon davon gezogen nach den ſüdlichen Ländern, die Schwalben und die Staare und die andern Zugvögel. Auch das Storchenpaar iſt fort, das auf unſerem Firſt geklappert hat ſo manchen lieben Sommertag. Nur die Spatzen ſind uns geblieben. Die pfeifen ihr freches Lied, und manchmal, aber ſelten, gellt ein Kreiſchen durch die trockene Herbſtluft. Das ſind Gänſe auf den Stoppelfeldern, die ſich dort weit und breit hinziehen.

Sonſt iſt alles ſtill. Jetzt ein Apfelſchlag platt auf den Raſen, dann wieder ſtill. Und die Sonne ſinkt. Wenn du den Kopf ein wenig zu mir herüberbeugſt, kannſt du ſie gerade durch die Blätter der Fliederbüſche ſehen. Ein feuriges ſegnendes Auge über Nebeldünſten und ungemeſſenen Tiefen.

Wie hat es roſig auf meinem Weg geruht und hat mir glückſpendend vorangeleuchtet durch tiefſtes Dickicht und über graue Moore! Allmächtiges Geſtirn! Wie hab' ich dich geliebt! Du haſt meine Saat fruchtbar gemacht! Du haſt mein Leben beglänzt! Was ich war, war ich durch dich! Gehſt du zur Rüſte? Muß es ſein?

Mathilde, mein Weib, siehst du, wie sie sinkt? In einer Stunde wird sie hinunter sein. Erkennst du den Nebelstreif am Horizont? Mir ist, als sähe ich in der spiegelklaren Luft blaue Wälder und sanftgeschwungene Höhen. Dorthin steigt sie hinab. Dorthin, wo wir unsere Jugend und unsere Kraft und unser Leben begraben haben. Da wird sie schlafen mit all dem andern, was uns teuer war. Eine Stunde noch und vielleicht noch eine kurze Dämmerung danach, und es wird dunkel sein um uns. Eine Stunde noch, Mathilde!

Geh, hol' uns eine Flasche Wein und zwei grüne Römer, daß wir der Sonne zutrinken und ihr danken. Nimm vom ältesten, ganz hinten in dem dunkeln Winkel, den Jahrgang, den mein Vater dort hinstellte, als ich geboren wurde. Der Wein ist so alt wie ich. Es wird Zeit, ihn zu trinken.

Wie ist es still und mild! Die morsche Brust weitet sich, noch einmal einzusaugen die alte Erdkraft, die rings aus Büschen und Bäumen, aus Gräsern und Blumen strömt. Seid ihr nicht allzusamt meinesgleichen? Einst hab' ich mich lostgelöst von euch, ein vorwitziger Zweig, der sich frei dünkte, weil er hoch aufgeschossen die Wurzeln nicht mehr sah, die ihn mit euch und dem Erdenmutterschoß verbanden.

Heut drängt es mich zurück zu euch und eurer saftsprießenden Gemeinschaft. Bald werden wir wieder tief und fest und innig verbunden sein. Dann soll nichts mehr unsere Freundschaft stören.

Welch ein üppiger Rasen, so spät im September! Wie bin ich manches Mal darüber weggesprungen als Kind und habe darauf geruht als auf dem zärtlichsten Pfühl! Nun hab' ich ihn mir ausgesucht zur weichsten, dichtesten Decke. Und die Gräser sollen doppelt so hoch im Frühlingswind sich wiegen und spielen! Und der Rosenstrauch soll sich schmücken mit den duftigsten Rosen und noch einmal so lange blühen vom ersten Maigewitter an, die heißen Sommernächte durch, bis spät in den Herbst!

Aber, was seh' ich da? Eine letzte Herbstrose, hochstengelig über Nacht erblüht? Sei mir willkommen, honigduftende La France, schwüle und doch kaum erschlossene Knospe, die uns der Herbst in seiner Güte so spät noch geschenkt hat! Ich streichle deine sammetweichen Blätter. Ich atme deinen keuschberauschenden Duft. Wie eine Würze aus einem fremden, nie gekannten Land strömt es in mich herüber. Ich schließe die Augen. Paradiesesbote! Abschiedsgruß, von Jugend und Schönheit mir herübergesandt!

Dich ſoll der Herbſt mit ſeinem Reif nicht töten. An meines Weibes Bruſt ſollſt du verblühen.

Mathilde, kommſt du mit dem Wein und bringſt die beiden grünen Römer, daß wir der Sonne zutrinken und ihr danken? Hierher auf die Raſenbank, damit wir ſie im Auge behalten, wie ſie tiefer und tiefer ſinkt, und ihre letzten Strahlen ehrfurchtsvoll begrüßen! Bald wird es dunkel ſein um uns. Fürchte dich nicht, Mathilde! Es muß ja ſein.

Und nun dieſen erſten Trunk hinüber zur Abendſonne, die noch dem Scheidenden den Lindenwipfel und den Giebel ſeines Hauſes vergoldet, wie ſie ihm einſt ſeinen Morgen mit rotem Glanz übergoß! Welch langer, langer Tag, der dazwiſchen liegt! Ich ſpüre es an dem blinkenden Feuer dieſes Weines! Mein Vater legte die Flaſche in den Keller an dem Tage, da ich geboren wurde. Wie lange hat das goldene Sonnenkind da unten in der feuchten dunklen Tiefe geſchlummert! Kein Strahl hat es getroffen die Jahre durch. Spinnweb und Moder haben das Glas umſponnen. Kaum lieſt man noch die Aufſchrift „Rauenthaler Berg". Wahrhaftig, der Wein hat Zeit gehabt, zu reifen! Es iſt der Wein meines Lebens. Niemand hat die Flaſche berührt bis heute.

Mathilde, mein Weib, jetzt wollen wir ſie zuſammen leeren. Die Flaſche mit dem koſtbaren Wein, der in den grünen Römern wie flüſſiges Feuer rinnt.

Sind wir beide nicht eins, du und ich? Haben wir nicht Not und Gefahr, Glück und Glanz ehrlich geteilt? So trink den gelben Wein, der ſo alt iſt wie ich! Trink! Tu' einen tiefen Zug! Der Wein muß heute getrunken ſein. Kein Tropfen darf übrig bleiben.

Und hier die knoſpende La France, nimm ſie und ſteck' ſie an deine treue Bruſt. Es iſt die letzte, die der Herbſt aus ſeinem Schoß uns ſpendet. Nun wird keine mehr aufblühen über Nacht. Denkſt du daran, wie ich dir einſt die erſte an deinen jugendlichen Buſen ſteckte? Denkſt du daran?

Wie war der Juniabend ſo weich und wir beide blutjung! Kaum zwanzig Jahre ich, du achtzehn! Wie war der Himmel heiterer und die Welt bunter und die Menſchen luſtiger! Wie waren die Farben alle ſo hell und die Zukunft märchenſchön! Selbſt die Roſen dufteten heißer, die ich dir überreichte und die du nicht nehmen wollteſt. Und als wir näher zuſahen, da waren von den dreien zwei abgeblättert, und die dritte ließ müde ihren Kopf hängen.

Und weißt du noch, was du da ſagteſt? Die ſind nicht für mich beſtimmt geweſen, ſagteſt du. Und das waren ſie auch nicht, ſondern waren einer andern zugedacht, die ich vor dir kannte. Denn der Himmel hing noch voller Geigen, und an jedem Laternenpfahl wuchſen zwei Abenteurer nebeneinander, man brauchte ſie nur zu pflücken.

So reich und bunt war damals die Welt. Soviel Wunder winkten allerorten. Soviel Hoffnungen blühten auf Weg und Steg. Die Luft war voll von ihrem Duft, und die entzückten Sinne atmeten ihn ein und berauſchten ſich daran. Die Vögel ſchmetterten von Schlacht und Sieg und tirilierten von Glück und Liebe. Jene Sonne aber, die jetzt groß und ernſthaft am Abendhimmel ſteht, um bald in Nebeln zu verſinken, ſie lachte luſtig auf all das fröhliche Getümmel herab. Und der Himmel ſelbſt war ſo jauchzend blau wie Paradieſeszelt am erſten Tag!

Ja, war es nicht auch wie erſter Tag? Begann nicht erſt mit uns die Welt und das Leben? Wird nicht mit jedem neuen Menſchen die Erde neu geſchaffen? Was weiß der Werdende von dem, was vor ihm war? Das iſt alles dunkel und ungewiß. Was aber klar iſt wie die Morgenſonne, das iſt das eigene Sein und die Kraft, die innen durch die Adern ſtrömt

und in Feuergluten nach Taten drängt. Die Vergangenheit ist nichts, die Zukunft alles. Noch einmal muß Amerika entdeckt werden, und Michelangelo ist von neuem auf Erden erschienen.

O selige Torheit! Schmerzliche Taumelwonne! Wie hab' ich dich umfangen! Wie habe ich berauscht nach den Sternen gegriffen und bin gestolpert über das Gras am Wege! Was hab' ich gebangt! Was hab' ich gehofft! Wie hab' ich verwegen in die Zukunft getastet nach einem Zipfel nur vom Glück, derweil ist es an mir vorübergewandelt im hellen Sonnenschein, umflossen von Glanz und Licht, und meine Augen haben es nicht geachtet! Alles Höchste und alles Tiefste hab' ich mir erträumt! Alle Fernen hab' ich ermessen! In alle Abgründe bin ich hinuntergestiegen! Beim Erhabensten hab' ich geschworen! Kein Name, so gewaltig, ich stellte mich ihm zur Seite! Mit Gott und allen Dämonen hab' ich gerungen! Mit aller Kreatur hab' ich gelitten und zum Himmel aufgestöhnt um Erbarmen! Im Staube hab' ich mich gewälzt! In allen Räuschen hab' ich geschwelgt! Sonne, Mond und Sterne habe ich mein eigen genannt! Zwischen Himmel und Erde gibt es nichts, was mir fremd ge-

blieben iſt! Ich bin ein Menſch geweſen und habe das Leben geliebt! Und das Leben hat es mir reichlich vergolten und hat mich wieder geliebt! Und doch, wenn ich mich frage: Wo iſt das alles hin, wonach du geſtrebt und himmelauf gerungen haſt? Wo ſind die Männer, mit denen du Arm in Arm gewandert biſt? Wo ſind die Frauen, die du am Herzen gehalten haſt? Wo iſt die Unſterblichkeit, um die du gekämpft haſt?

Mathilde, mein Weib, ſiehſt du den Nebelſtreif am Horizont, über den jetzt die Sonne als ein glühender Ballon daherſchwebt, ſiehſt du ihn? Dort hinter jenen blauenden Wäldern liegt alles miteinander begraben.

Schüttle nicht traurig den Kopf! Dich allein, Mathilde, nehm' ich aus. Du biſt das einzige und letzte, was mir geblieben iſt von jener verſunkenen Welt. Dich allein hab' ich herübergerettet aus dem brauſenden Meer in dieſen ſtillen abendlichen Garten. Du haſt meinen Frühling und meinen Sommer mit mir geteilt. Als die Schlachtendonner mich umbrüllten, warſt du an meiner Seite und reichteſt mir den friſchen Trunk, der mich ſtärkte. Du haſt meinen Kopf gebettet, wenn er müde auf die Bruſt ſinken wollte. Manchen Tag hab' ich

mit dir vertollt, wenn die Sorgen ſich um uns türmten wie Gewitterwolken. Über manchen Berg und durch manches Tal biſt du mit mir gezogen und haſt wacker Schritt gehalten. Genoß und Geliebte zugleich biſt du mir geweſen, und manchen Römer, ſo wie dieſen, hab' ich mit dir und unſern Freunden geleert. Die Freunde ſind alt oder tot, aber du biſt mir geblieben, und wenn auch ſchon viele ſilberne Fäden dein dunkelbraunes Haar durchziehen, für mich biſt du jung wie einſt, und dein Gang hat ſich leicht und elaſtiſch gehalten. Wehre nicht ab! Ich ſah es vorhin, als du den Wein und die Gläſer aus dem Hauſe trugſt.

Weißt du noch, wie du dich oft beklagt haſt, daß wir beinahe gleichalterig ſind? „Du wirſt noch jung ſein, wenn ich ſchon ein altes Mütterchen bin!" haſt du oft gejammert und böſe Träume darüber gehabt. Nun iſt die Zeit gekommen, vor der dir ſo ſehr gebangt hat. Was ſagſt du jetzt zu dem verwitterten Graukopf, du jugendfriſche Matrone? Fürchteſt du noch immer, du könnteſt mich verlieren? Keine Angſt! Wenn ich jetzt von dir gehe, ſo weißt du, wo du mich finden kannſt. Der Weg iſt nicht weit. Sieh den Roſenbuſch dort, von dem ich die letzte Knoſpe für dich abgeſchnitten habe,

und die dichtbeladenen Obſtbäume und den weichen, lockenden Raſen, über den ſich ſehnſüchtig ihre Zweige ſtrecken. Dort, unter der wuchernden Decke, bei meinesgleichen, hab' ich mir den Platz gewählt. Dort laß mich ſchlafen. Und du bette dich an meine Seite, da deine Zeit gekommen iſt. Selig werden wir ruhen, wenn hoch über uns der Frühlingswind durch die Zweige der alten Apfelbäume jauchzt.

Keine Träne, Mathilde! Sieh den Feuerball weit, weit dort drüben hinter dem Nebelſtreif! Jetzt ſteigt er hinunter, Flammengarben ſchießen aus Wolkenbergen. In brandiger Lohe glüht der Abendhimmel. Roſenwölkchen flattern hoch über unſeren Häuptern, tragen in ferne Länder die Botſchaft, daß hier in Glut und Glanz eine Welt verſinkt.

Nimm den Römer, Mathilde, hoch in die Rechte, wie ich den meinen! Noch einmal hab' ich die Gläſer vollgeſchenkt mit dem Wein, der mein Zeitgenoſſe iſt. Die Flaſche iſt leer bis auf die Neige. Laß die letzten Strahlen in den grünen Gläſern ſich brechen und den köſtlichen Tropfen feurig vergolden! Kling! Klang! Sonne, ewige Mutter, ſei bedankt! Sei bedankt!

Mathilde, mein Weib, lehne dich an mich. Die Luft iſt mild. Die Obſtbäume ſtehen ſo

still. Die Blumen blühen so schweigsam, Astern, Geranien, Georginen, in ihren gezirkelten Beeten, um die sich schmeichelnd der weiche Rasen schmiegt. Auch die Sperlinge verstummen allgemach auf dem roten Dachgiebel, den noch ein Abendschimmer umspielt, und in der dunkeln Lindenkrone. Die Rose an deiner Brust duftet so süß. Laß uns noch ein Weilchen der Dämmerung genießen, die sachte am rosigen Firmament heraufzieht.

Was flüsterst du? Ob wir wieder kommen werden? Dunkles Rätselwort! Ob wir wiederkommen werden?

Still! Auf dem Kirchturm schlägt die Glocke an. Dort liegen unsere Toten, Mathilde: meine Eltern und die andern, die uns durch das schwarze Tor vorangegangen sind. Wollen sie uns grüßen aus dem ewigen Licht? Wollen sie uns Antwort geben? ... Alles still, alles still. Nur ein Apfelschlag platt auf den Rasen. Dann wieder still. Kein Laut, Mathilde. Die Toten schlafen so tief.

UNIV. OF MICHIGAN,

MAR 27 1918

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Max Halbe

Das wahre Gesicht

Drama in fünf Akten und einem Vorspiel

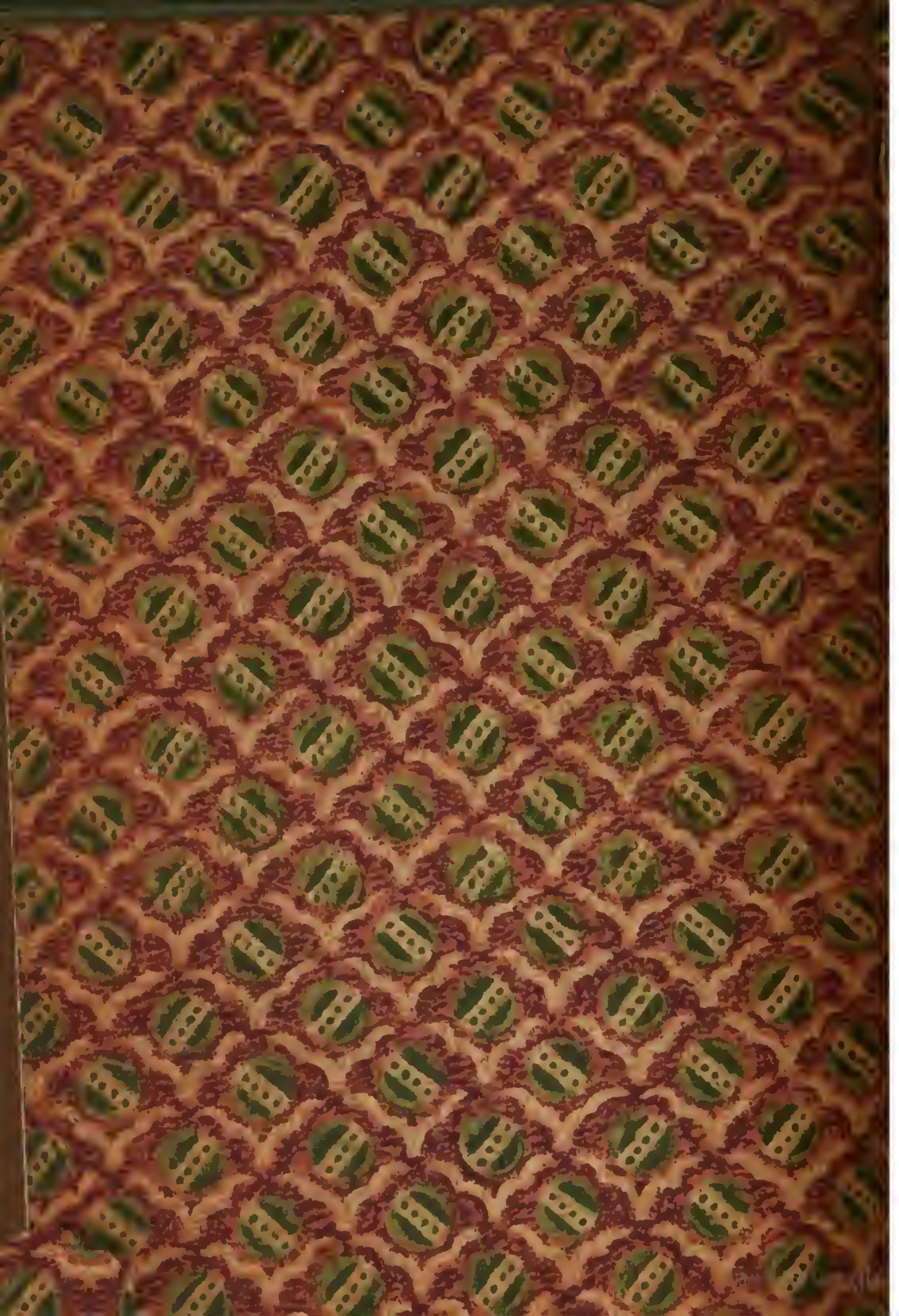
Zweites Tausend

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Hamburger Nachrichten: . . . Die Sprache ist von wundervollem Klang und romantischem Glanz. Manche geistvolle, gedankentiefe Bemerkung ziert den mit Ungestüm vorwärtsdrängenden Dialog . . . Die Rollen sind mit großem Geschick, aber auch mit tiefem Empfinden geschaffen und bieten den Darstellern dankbarste Aufgaben Man sieht, daß es Halbe heiligster Ernst gewesen ist, ein reines Kunstwerk zu bilden . . .

Berliner Zeitung am Mittag: . . . Zum erstenmal seit geraumer Zeit hat man den Eindruck: Hier ist einer, der den Sinn des Dramas begriffen hat . . . Es geht durch das Ganze ein starker individualistischer Zug. Man sieht Menschen, die sich, den Tod im Auge, furchtlos behaupten, Kraftnaturen, die nicht ins Theatralische ausarten, Menschen, deren Schicksale uns bewegen und Anteil entlocken . . .

Druck von Hesse & Becker in Leipzig



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06438 0317